

So war's

Für freundlichen Erinnerung an Sie

Mein

Respekt
S

Meinen lieben Enkeln gewidmet

1941 gedruckt, ungefähr zwei Jahre früher der Hauptsache
nach geschrieben.

Q 0546. Privatdruck. 25 Stück.

Meine beiden Großmütter

Julie Marceline, meine väterliche Großmutter, hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, da sie den größten Teil ihrer Jugend als Gespielin und Jugendgenossin des dortigen adeligen Großgrund- und Schloßbesitzers verlebt hatte. Ich erinnere mich heute noch, wie sie als betagte Frau am Franziskanerplatz Nr. 1 im Kreise von Professoren und Gelehrten mitsprechen konnte. Ihr Lieblingsphilosoph war Schopenhauer. Ihre Bildung hinderte sie nicht, eine ausgezeichnete Hausfrau zu sein. Meinem Großvater war sie stets eine liebevolle Gattin, die ihm zehn Kinder gebar, die sie liebevoll und gut aufzog. Auch sie war ein frommes Gemüt, und ist mir heute noch ihr Kirchenstuhl in der Badner Pfarrkirche in lebhafter Erinnerung. Ich hatte immer den Eindruck, daß sie mich sehr gerne hatte. Sie sagte öfters, daß man mir am Gang ansehe, daß ich ein Reiter wäre. Wenn wir in Baden vormittags die Großeltern aufsuchten, bekamen wir immer ein herrliches Gabelfrühstück und ein gutes Glas Wein. Daß man Kindern keinen Alkohol geben dürfe, war damals noch nicht erfunden. Trotzdem ist keiner von uns ein Trinker geworden.

Meine Großmutter Bieler war auch eine liebe feine Frau und hatte einen natürlichen Sinn für Hygiene. So mußten alle Kinder nach jeder Mahlzeit sich den Mund ausspülen, wer ein geheimes Lokal aufgesucht hatte, mußte sich sogleich die Hände waschen usw. Sie hatte einen Sohn und ~~zwei~~ Töchter. Der Sohn ist

leider in der Schweiz verunglückt und frühzeitig gestorben. Ihre Töchter haben wie folgt geheiratet: Die älteste, Charlotte, heiratete meinen Vater und hatte mit ihm sieben Kinder, vier Buben und drei Mädeln, von letzteren starb eines bald nach der Geburt. Die nächste, Helene, verheiratete Riedl, wurde leider bald Witwe mit drei lieben Töchtern. Die dritte, Melanie, heiratete den Hofbandagisten Schlecht, mit dem sie in glücklicher aber kinderloser Ehe lebte. Die jüngste, Irma, heiratete erst nach dem Tode ihrer Mutter, der sie eine besonders liebe Stütze bis zu ihrem Tode war, den Architekten Drexler. Sie hatte mit ihm vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter. Von letzteren starb eine frühzeitig. Der Sohn war ein bedeutender Chemiker, hatte den Weltkrieg mitgemacht, starb aber frühzeitig an einer unbekanntem Krankheit. Meines Wissens hatten meine Großmutter und meine Mutter ausgezeichnete Zähne. Auch ich besitze mit meinen 70 Jahren noch alle 32 Zähne, und ist es mir manchmal direkt ein Bedürfnis, möglichst harte Sachen zu beißen. Die vierte Tochter, Adele, war einige Jahre in einem Mädcheninstitut in Dresden. Sie heiratete den Hotelier Halbmayr von Marienbad und hat vorbildlich durch viele Jahre das Hotel Klinger mit ihm geführt. Sie hatte nur einen Sohn, der Doktor der Medizin wurde, aber leider nicht alt wurde. Tante Adele lebt heute noch. Ihre Enkelin und ihre Urenkeln sind Italiener und leben auch ~~dasselbe~~ in Italien.

In der Gumpendorfer Appreturfabrik war ein netter leitender Beamter namens Weissenstein. Mein Bruder und ich waren vier und fünf Jahre alt. Meine Schwestern hatten damals eine reizende, blutjunge Mademoiselle aus der französischen Schweiz, namens Tussaut. Das

heute noch existierende Bassin vor dem Lusthaus konnte mit einer Wand umstellt werden. Meine Mutter, das Fräulein, mein Bruder Otto und ich badeten zusammen. Die Damen in weißen Hemden. Als das Fräulein vor uns heraussstieg, um sich anzukleiden, sagte mein Bruder zu mir: „Schau, was die für eine herrliche Gestalt hat, wie schön sie ist.“ Weissenstein sah dieses holde Wesen und ehebaldigst war sie seine liebe Frau. Eine ihrer Töchter, die, obwohl sie die Schönheit ihrer Mutter geerbt hat, leider unverheiratet blieb, ist noch in unseren Betrieben beschäftigt. Als Ersatz kam als Gouvernante Madame Tussaut, die Mutter der jungen Frau. Sie konnte prächtig Geschichten erzählen und gab ein Bild des Lebens der dortigen Bevölkerung ihrer Heimat.

Mein Lebenslauf

Ich, Theodor Mautner Markhof, bin am 19. August 1869 in Baden bei Wien geboren und habe dann so ziemlich mein ganzes Leben in der Fabrik in Floridsdorf, Wien, XXI., Pragerstraße 20, gelebt. Ich schlafe heute in demselben Zimmer, in dem ich als Kind nach meiner Erinnerung mit drei und vier Jahren auch geschlafen habe. Einen bleibenden Eindruck habe ich von der Weltausstellung, die bekanntlich im Jahre 1873 eröffnet wurde. Die riesige Kuppel hat auf mich einen großen Eindruck gemacht. Ansonsten imponierte mir sehr ein riesiger ausgestopfter Bär und Menschen in fremden Trachten. Beim Hineinfahren sah man den Bau der Franz-Josefs-Brücke, nachdem man eine alte Holzbrücke, die die Donau überquerte und nur im Schritt befahren werden konnte, hinter sich hatte. In der Brigittenau war noch viel Wald, der erst der Vergrößerung der Stadt zum Opfer fiel. Kurz nach der Eröffnung der Ausstellung herrschte eine furchtbare Choleraepidemie, so daß ganze Häuser in wenigen Tagen ausstarben. Dieses Elend habe ich wohl nicht mit eigenen Augen gesehen, hörte aber viel darüber sprechen, so daß es mir in bleibender Erinnerung geblieben ist. Bemerkenswert ist, daß kein einziger Arbeiter unserer Preßhefefabrik erkrankte. Vielleicht auch deswegen, weil jeder Arbeiter und Angestellter in der Früh ein achtel Liter Kornschnaps erhielt und, als in einer Lebensmittelindustrie tätig, sich die Hände waschen mußte. Zu diesem Alkoholfrühstück wurden

auch zwei große sogenannte Baunzeln verabreicht. Später wurde dann der Schnaps durch eine Einbrennsuppe ersetzt. Bei dieser Gelegenheit muß ich meiner Kinderfrau Katharina Neumann gedenken, die bis zu ihrem Ende im Hause meiner Mutter blieb. Sie hat mich in vielen Krankheiten gepflegt, und bin ich ihr noch heute von ganzem Herzen zugetan. Meine gute und hochdenkende Mutter sagte uns immer, eine gute Kinderfrau müssen die Kinder lieber haben als ihre eigene Mutter. Das war wohl bei mir nicht der Fall, da ich meine liebe Mama mit ganzer Seele liebte. Meine Mutter hat mich auch in den ersten Volksschulclassen unterrichtet, und es war alles so selbstverständlich und klar, was sie vorbrachte, daß sie gewiß auch eine gute Lehrerin geworden wäre. Wenn ich und mein um ein Jahr älterer Bruder Otto nichts zu lernen hatten, streiften wir in der Fabrik herum und übten uns in allen Handwerken. Da war vor allem ein Kupferschmied, ein gebürtiger Preuße mit einem polnischen Namen, den wir sehr liebten. Er zeigte uns, wie man Hacken schmiedet, Buben brauchen immer Hacken. Auch hat er uns alljährlich am Türpfosten seiner Werkstatt gemessen und so unser jährliches Wachstum konstatiert. Mit Hobel und Stemmeisen lernten wir auch bald umgehen sowie auf der Hanselbank des Binders scharfe Spitzen an starke Stecken zu machen, die wir notwendig für das beliebte Stockspiel brauchten. Jede Partei hat soundso viel Stöcke, die mit Gewalt gegen den Boden geschleudert wurden, so daß sie stecken blieben. Der Gegner mußte seinen Stock so in den Boden treiben, daß der Stock des andern zu Fall kam. Der Gipfel des Vergnügens war aber Holzhacken, besonders das Abschlagen von Spänen von

einem größeren Stück, wobei die Finger der linken Hand sehr gefährdet waren. Gelegentlich lernte ich auch Korbflechten. Viel Mühe verwendete ich auf die Erlernung des Klavierspiels. Das Letzte, was ich mühsam halbwegs spielen konnte, war nach vieler Übung der Tannhäusermarsch, der mir, wenn ihn andere spielten, ganz gut gefiel. Da mein Spiel mir aber gar nicht gefiel, daß es anderen nicht gefiel brauche ich wohl nicht erst zu sagen, habe ich resolut das Klavierspiel aufgegeben und nie wieder eine Taste berührt. Meine Klavierlehrerin hatte die gute Idee, mir Couplets singen zu lernen, zu deren Vortrag ich ganz geschickt war. Ich habe als junger Mensch die Musik gerne gehabt, sogar die Philharmonischen Konzerte besucht und ging auch gerne in die Oper. Später vertrug ich schwere Musik schlecht, so daß mir ein ganzer Theaterabend zu lange wurde. Dagegen hat Operettenmusik nie aufgehört mir zu gefallen. Als Kuriosum erwähne ich, daß ich zum Beispiel eine Wagner-Oper im Theater selbst schwer durchstehe, während ich sie im Radio von A bis Z anhöre. Vielleicht kommt es einmal vor, wenn Wotan mit der Fricka in derselben Melodie zu lange verhandelt, daß ich das Radio abdrehe, mir eine Zigarre hole und dann das Radio wieder andrehe. Ganz und gar war ich vom alten Burgtheater gefangen, ich sah die Wolter noch als strahlende Schönheit, die Wessely (Tante der heutigen Wessely) als bezaubernde Erscheinung, Baumeister, Sonnenthal, Gabillon und vor allem Lewinsky waren meine Begeisterung. Faust kannte ich fast auswendig, und die großen Monologe aus anderen klassischen Stücken kann ich heute noch größtenteils aufsagen. Erwähnen muß ich noch die Hohenfels, die mit ihrer reinen und klaren Stimme

sich auch im neuen Burgtheater trefflich bewährte. Persönlich größte Sympathie flößte mir Reimers ein, den zu treffen und stundenlang zu genießen ich das Vergnügen hatte. Es wäre aber unrecht, nicht ebenso freudig des alten Thimig zu gedenken, der Gott sei Dank noch unter uns weilt. Einen unvergeßlichen Abend verbrachte ich auch mit Girardi, der damals, Schaumwein trinkend und riesige Zigarren rauchend, seinen Geist sprühen ließ.

Von Sommerfrischen hatte ich Reichenau sehr ins Herz geschlossen. Mit zehn und elf Jahren bestieg ich die Rax und den Schneeberg, und bildete mich zu einem guten Kegelspieler aus. Mein Bruder und ich hatten daselbst zwei interessante Kegelpartien. Die eine war beim berühmten alten Professor Hebra, wo wir zwei die einzigen Jungen waren, aber wegen unserem guten Spiel und dem Feuereifer, den wir für die Sache hatten, gerne gelitten waren. Die zweite Kegelpartie war im sogenannten Schloßgasthaus mit erzhertzoglichen Jägern, Förstern und Equipagenkutschern. Auch da waren wir gern gesehen. Wir hatten damals einen Esel, der frei am Schloßplatz herumlaufen durfte. Unser Kutscher Franz saß im Vorgarten und hatte eben ein schönes Stück Fleisch vorgesetzt bekommen. „Na, willst am Ende auch ein Gabelfrühstück?“ fragte er den Esel und hielt ihm den Teller hin. Schwups hatte der das Schnitzel gepackt und schon verzehrt. Ich erinnere mich aus dieser Zeit eines gewaltigen Fußmarsches von Naßwald nach Maria-Zell. Man ging stundenlang durch einen Urwald, in dem noch nie *ein Mensch mit der Axt gearbeitet hatte. Uralte Baumriesen waren vom Sturm gebrochen und vermodert,* während aus ihrem Leib durch angewehrte Samen

unzählige junge Bäume wuchsen. Bemerkenswert war die Zahl von Kreuzottern. Unser Führer drehte den Bergstock um und zerschmetterte ihnen, ohne auch nur einmal zu fehlen, den Schädel. An diesem Marsch beteiligten sich mein Vater, mein Bruder Otto und ich. Außer dem Führer war ich noch der frischeste, war aber auch herzlich froh, als wir die letzten paar Kilometer auf einem daherkommenden Bauernwagen Platz nehmen konnten.

Es begann die Zeit des Mittelschulstudiums. Mein Bruder und ich wurden bei den Schotten als Gymnasialschüler aufgenommen und waren zuerst sogenannte Privatisten. Mein Bruder gehörte von allem Anfang an zu den talentiertesten Schülern und hat wohl kaum eine schlechtere Note als Vorzüglich erhalten. Ich hatte mit viel größeren Schwierigkeiten zu kämpfen, habe aber doch ein Vorzugszeugnis am Ende der zweiten Klasse vorweisen können. Den darauffolgenden Sommer verbrachten wir in Reichenau. Ich hatte einen reizenden schneeweißen Pony mit Namen Osman erhalten, ritt aber eigentlich viel lieber auf den großen Pferden meines Vaters. Mit dem Bosniaken bin ich dann einmal bei einem Ritt auf den Semmering einen Abhang hinuntergekollert, wobei mir nichts geschah, der Pony aber sehr arg mitgenommen wurde. Auf jenem Ritt war außer meinem Vater noch ein jungverheirateter Vetter Gustav Reininghaus. Meine Mutter und Gustavs Frau Mitzi geb. Eisl, waren im Wagen hinaufgefahren. Nach einem lustigen Mittagessen ritt ich auf Gustavs Pferd zurück, während unser Reitbursche auf dem Pferd meines Vaters ritt, den havarierten Pony an der Hand. Von Gustavs Frau war ich schwer begeistert, und als sie nach einiger Zeit wieder

wegfuhr, frug ich sie, ob sie nicht eine jüngere Schwester habe. „Ja“, sagte sie. „Wie alt?“ fragte ich. „Sechs Jahre“, sagte sie. Ich war zwölf, und dachte mir sofort, das wird geheiratet. Ich war dann jahrelang neugierig auf diese Schwester, und als ich sie dann endlich kennenlernte, war meine erste Frage an sie: „Mein Fräulein, sind Sie auch so reizend wie ihre Schwester?“ „Hoffentlich“, sagte sie. Ein Jahr später wurde Martha meine liebe Frau.

In jenem Herbst wurden unsere Hauslehrer in eine Wirtshausaufregung verwickelt, so daß sie aus unserer Familie ausschieden. Die Folge war, daß wir plötzlich in eine öffentliche Schule gehen mußten, was zwar meinem Bruder Otto gar keine, mir aber große Schwierigkeiten bereitete. Ich habe immerhin noch die letzte Schularbeit in Latein auf lobenswert zusammengebracht. In Griechisch ging es weniger gut, obwohl der eine Hauslehrer wieder begnadigt wurde und mir half. Mein Vater benutzte die wie ich glaube sehr erwünschte Gelegenheit und ließ mich in die Realschule übersetzen, wo ich allerdings durch einige Jahre Vorzugsschüler und sogenannter Erster war. Die Oberrealschule absolvierte ich dann mit Matura an der Schottenfelder Realschule. Ganz richtig war meine Übersetzung in die Realschule nicht. Denn meine Begabung und mein Interesse gehörte ganz den humanistischen Fächern. Ansonsten hatte ich stets das größte Interesse für die Landwirtschaft.

Mein Vater besaß damals das Gut Leopoldsdorf bei Hennersdorf (heute im Besitz seines Enkels Emmo Freiherrn von Wächter). Besonders während der Sommerferien ritt ich von Baden, wo wir später immer wohnten, gerne hinüber und interessierte mich für alles.

Doch war es mir stets klar, daß aus der Ökonomie zwar ein sicheres, aber doch nur begrenztes Vorwärtkommen zu erreichen sei. Mit 15 Jahren von meinem Vater vor die Wahl gestellt, ob ich mich für Landwirtschaft oder Industrie ausbilden wolle, optierte ich für die letztere, nicht ohne einen kleinen Hintergedanken. Ich war seit meiner frühesten Kindheit ein großer Tierfreund, züchtete schon als Kind Tauben, Hühner, Kaninchen, und träumte davon, einmal Pferde züchten zu können. Mir war es schon damals klar, daß ich als Industrieller eher in der Lage sein werde, mir Mutterstuten zu halten, wie als Gutsherr von Leopoldsdorf. Nach der Matura machte ich sofort mein Freiwilligenjahr beim 11. Husarenregiment, welches damals in Wien in der Josefstädter Kaserne untergebracht war. Ich erwähne nur, daß alle Herren dieses Regiments, mit einziger Ausnahme des Rittmeisters Jeckey, außerordentlich nett mit mir waren und ich ihrer noch heute mit den freundlichsten Gefühlen gedenke. Nach Beendigung des Freiwilligenjahres machte ich noch mit meinem Bruder Otto einen achttägigen Distanzritt, um dann sofort in die Geschäfte meines Vaters einzutreten. Zu Weihnachten war ich Leutnant. — Ich lernte alle Bücher führen, vom Memorial bis zum Hauptbuch, arbeitete auch eine Zeitlang in der Kassa. Nebstbei drang ich in alle Feinheiten des Betriebes ein, bis es im Hause nichts gab, was mir unbekannt war. Auch studierte ich die ausgezeichneten Bücher über Brauerei und Mälzerei. Letztere konnte ich hier in ergiebigem Ausmaß studieren, da in beiden Malzfabriken über 1500 Waggons Gerste im Jahr verarbeitet wurden. Dabei war es lustig zu beobachten, wie die zwei Obermälzer genau dieselbe Gerste mit demselben

Wasser verschieden behandelten. Der eine hatte meiner Meinung immer zu wenig Weichzeit, der andere zu viel. Zwischen beiden war oft ein Unterschied von zehn Stunden. Bis ich meiner Sache sicher war, wirkte ich auf beide ein, so daß der eine verlängerte, der andere verkürzte. Doch war meines Bleibens zunächst in der Floridsdorfer Fabrik nicht lange. Ich begab mich nach Mainz, um in der dortigen Aktienbrauerei zu praktizieren. Ein Vetter meines Onkels Peter Reininghaus war dort Direktor. Ich lebte mich dort sehr gut in die Biererzeugung ein, war um sechs Uhr früh immer schon im Betrieb, und habe auch so ziemlich alle handwerklichen Arbeiten selbst gemacht, wobei ich auch gerne plötzlich erkrankte Braugehilfen voll und ganz ersetzte. Man trug mir damals Bezahlung an, was ich unter Hinweis darauf, daß ich doch nur Praktikant sei, nicht annahm. Heute tut es mir leid, weil es die dokumentarische Bestätigung gewesen wäre, daß ich als Arbeiter unter Arbeitern gearbeitet habe.

Von Mainz ging ich nach London in die Tottenham Lager Beer Brewery, wo wieder ein Vetter von Reininghaus das Amt des Direktors ausübte. Diese Brauerei war eine deutsche Gründung, es waren auch fast ausschließlich Deutsche oder Österreicher dort beschäftigt. Ich hatte das Glück, schon in den ersten Tagen eine kleine Verbesserung am Berieselungsapparat vorschlagen und durchführen zu dürfen, die eine erhebliche Schwendungsersparnis zur Folge hatte. Sonst war Tottenham ein trostloser Vorort, doch hatte ich immerhin Gelegenheit, das Leben des kleinen Mannes daselbst kennenzulernen. Gelegentlich fuhr ich auch nach London und machte einen Ritt durch den Hydepark. Ein andermal ritt ich hinter den Royal

Staghounds eine Parforcejagd in Ascot. Die Jagdpferde wurden mit demselben Personenzug, in den die Reiter einstiegen, mitgeführt, vom Eisenbahnpersonal ausgeladen, von einem Groom des gegenüberliegenden Gasthofes übernommen, abgedeckt, Gurten angezogen. Man stieg auf, ritt die Jagd mit, und das Pferd kehrte mit demselben Zug wieder nach London zurück.

Nach London praktizierte ich in Brüssel in der Brauerei von Willemanns und Ceupens. Hier lernte ich noch die Erzeugung von obergärigen Bieren, Lambic und Pharao, kennen, die aber für unseren Geschmack kaum trinkbar waren. Das Lagerbier war aber sehr gut. Der Braumeister hatte schon eine Idee vom Wert weichen Wassers und kochte sein Brauwasser erst ab, bevor er es für den Sud verwendete. Auch führte er die Gärung im Lagerkeller vom Anfang an unter der Decke. Alle Fässer waren verschlossen, die Röhren und Schläuche endeten beim Schreibtisch des Braumeisters, so daß er den Druck in jeder Röhre ablesen konnte. Wieder einige Zeit später übersiedelte ich nach Passau, wo ich in der Innstadtbrauerei die Erzeugung dunklen bayrischen Bieres kennenlernte. Meine Praxis in Brauereien war hiemit abgeschlossen, doch besichtigte ich noch unzählige Betriebe und studierte alle Lehrbücher über das Brauereigewerbe. Der Traum meines Vaters war immer gewesen, selbst eine Brauerei zu gründen. Wie schon früher erwähnt, war es fast unmöglich geworden, Absatz für die riesigen Malzmengen zu finden. Es war daher schwer, auf ein Anbot des Besitzers von St. Marx, Onkel Carl, die Mälzerei um 300.000 Gulden zu kaufen, zu verzichten. Leider war die Bedingung daran geknüpft, daß wir keine neue Brauerei bauen oder gründen dürften. Ich erwähne

noch, daß mein Vater mit meiner Tätigkeit sehr zufrieden war und mir mit 20 Jahren Einzelprokura erteilte. Außer mir hat es nie einen Einzelprokuristen der Firma gegeben, meine jüngeren Brüder wurden später nur Kollektivprokuristen. Dieses große Vertrauen in mich hatte auch seine Nachteile. Mein Vater war so unglücklich und nervös, wenn ich nicht im Betrieb war, daß es fast unmöglich war, zu einem Sportfest zu gehen oder einmal ein oder zwei Tage auf einer Jagd fortzubleiben. Der Wunsch, eine Brauerei zu besitzen, führte zu zahlreichen Besichtigungen verkäuflicher Brauereien. So wäre die Brauerei Göß, die damals um 420.000 Gulden (soviel ich mich erinnere) zu haben war, in unsere Familie übergegangen, wenn von der Bahnstation zur Brauerei uns nicht eine so große Anzahl Kretins begegnet wäre, so daß meinen Vater und mich der „Schiach“, wie man so sagt, angegangen ist, in so einer Gegend eine Familie zu gründen und Kinder in die Welt zu setzen. Schließlich unterhandelten wir mit Onkel Carl, und gegen eine Zahlung von 100.000 Gulden erhielten wir die Freiheit zurück, in Floridsdorf eine Brauerei gründen zu dürfen. In unglaublicher Schnelligkeit wurde diese errichtet und im Frühjahr 1893 fand der erste Ausstoß statt. Das Bier war gelungen, und vom ersten Tage an hatten wir unsere Kundschaft. Im vergangenen Herbst war ich noch selbst in Saaz gewesen und hatte direkt beim Produzenten den allerbesten Hopfen gekauft. Eine große Sorge hatte uns die Errichtung der Bierlager in Wien und auswärts gemacht. Zur Anlage großer Lagerstätten hatten wir wohl nicht mehr Geld genug. Aus vorgefundenen offenen Schupfen, unbenützten Kellern und dergleichen schuf ich die neuen Anlagen. Ich erinnere

mich noch heute, daß ich für den Kubikmeter Mauerwerk 9 Gulden und für den Quadratmeter Holzwand 1.50 Gulden zahlen mußte. In ein paar Wochen waren genügend Depots vorhanden. An Personal: Ein Abtrager, ein Mitgeher, ein oder zwei Kutscher und zwei bis vier Pferde.

Doch darf ich über der Brauerei nicht die Ereignisse in der Preßhefefabrik vergessen. Als ich in die Geschäfte eintrat, erzeugte man aus 100 Kilogramm Rohmaterial (Gerstenmalz, Korn und Mais) 10 Kilogramm Hefe und 30 Liter Spiritus. Es gelang uns, die Ausbeute von 10 auf 21 Prozent zu steigern, so daß aus 100 Kilogramm Rohmaterial 50 Prozent Endprodukt erzielt werden konnte. Der Fortschritt wurde bedingt durch Verwendung von geringen Mengen Buchweizen und vor allem durch Einblasen von Luft in die gärende Maische. Eine interessante Tatsache war, daß bei gelegentlicher Verwendung von vollkommen verdorbenem ägyptischem Mais der Hefeertrag um fast zwei Prozent stieg. Da der Kukuruz stets gekocht wurde, es genügte meist eine Erwärmung auf 70 Grad Reaumur, hatte ein Angestochensein nie einen nachteiligen Einfluß. Die warme ägyptische Sonne und der fruchtbare Nilschlamm hatten wohl so viel Vitamine und Kraftstoffe in die Kerne geführt, daß ein Erntemehrertrag erzielt werden konnte. Sonst ging diese Fabrikation durch viele Jahre fast unverändert fort, bis der Weltkrieg kam. Zuerst fehlte die Gerste, ich ersetzte sie durch den reichlich im Hinterland lagernden Hafer, der ebenso wie früher die Gerste nur als Grünmalz verwendet wurde. Bald wurde auch der Roggen knapp, ich ersetzte ihn teilweise durch Kleehäcksel, und als der Mais rar wurde, verwendete ich den damals

noch im Überfluß vorhandenen Rohzucker. Mit all diesen Surrogaten hatte ich den besten Erfolg, erzielte eine gute Ernte und vorzügliche Qualität. Später erwarben wir, nämlich mein Bruder Georg und ich, auch die St. Marxer und Simmeringer Preßhefeerzeugung, die gesamte Fabrikation wurde nach Simmering verlegt. Die Firmen Harmer und Springer fusionierten sich dann mit uns, was die Gründung der Mautner Markhofschen Preßhefefabriken war.

Seit der Gründung der Brauerei hatten mein Vater und ich eine große Aufgabe zu lösen. Das ganze Familienvermögen war in der Sache investiert, und so mußte alles darangesetzt werden, um sich durchzusetzen. Unsere Grundsätze waren: Erstens darf es kein besseres Bier geben als das unsrige, zweitens Pflege und Schätzung der Kundschaft, und drittens bestes Einvernehmen und ein warmes Herz für Angestellte und Arbeiter. Mein Vater sagte immer: „Solange ich zu essen habe, werden meine alten Arbeiter auch zu essen haben.“ Er gewährte bezahlten Urlaub zu einer Zeit, wo derartige Forderungen noch gänzlich unbekannt waren. Er ließ einmal sämtliche Töchter der Belegschaft in einer guten Wiener Kochschule ausbilden, was für das weitere Fortkommen derselben von großem Vorteil war. Wir waren auch immer mit unseren Leuten in allerbestem Einvernehmen, und kann man auch ruhig sagen, daß seit hundert Jahren, seitdem mein Großvater angefangen hat, sich industriell zu betätigen, es keinen ernsteren Konflikt mit unseren Leuten gegeben hat. Es ist selbstverständlich, daß die alten Brauereien uns als neue Konkurrenz nicht gerne sahen und daß wir oft schwere Konkurrenzkämpfe zu bestehen hatten. Als der alte Dreher einmal ankündigte, jetzt werden

wir mit dem Geld kämpfen, war das natürlich nicht angenehm, denn wir hatten kein freies Kapital zur Verfügung, während ihm ungezählte Millionen zur Verfügung standen. Auch dies haben wir überlebt und unsere alte St.-Georgs-Brauerei stieg bis zu einer Jahreserzeugung von zirka 220.000 Hektoliter. Leider war meinem Vater kein langes Leben beschieden und er verschied im Mai 1903.

Mein Bruder Georg und ich übernahmen die Brauerei und Preßhefefabrik, wobei zwei Sechstel bei gleicher Erbteilung uns zufielen, während wir vier Sechstel in 15 Jahresraten herauszahlen mußten. Unser jüngerer Bruder Kuno hätte auch in den Betrieb eintreten können, er hatte jedoch im St. Marxer Betrieb, der dem Vetter Viktor gehörte, eine leitende Stellung und zog es vor, dort zu bleiben und sich von uns auszahlen zu lassen. Die Schulden an die Geschwister hatten wir mit vier Prozent pro anno zu verzinsen. Da man damals bei intensivster Wirtschaft ein weit höheres Erträgnis aus den Geschäften herauswirtschaften konnte, so war es möglich, die Rückzahlungen und Verzinsungen einzuhalten. Natürlich mußten wir Bankverbindungen suchen. Der scharfe Konkurrenzkampf bewirkte, daß die Abnehmer, besonders beim Ankauf neuer Geschäfte, riesige Kredite verlangten, deren Verweigerung meist den Verlust des Absatzes zur Folge hatte. So hatten wir bald einige Millionen an die Kundschaft hinausgeliehen, während wir ungefähr denselben Betrag den Banken schuldig waren. Die dem Weltkrieg folgende Inflationszeit hat beide Posten verschwinden lassen. Im und nach dem Weltkrieg waren die normalen Braumaterialien (nur Hopfen war immer im Überfluß vorhanden) immer seltener geworden.

Hirse, Rohrzucker, Mais, später getrocknete Zuckerrüben und am Schluß rohe Zuckerrüben waren die einzigen uns zur Verfügung stehenden Rohmaterialien. Trotzdem waren die Biere ganz gut.

Die große Kalamität trat erst wieder ein, als man genügend Gerste bekommen konnte und wieder anfang, vollgradiges reines Malzbier zu erzeugen. Vorher hatte man noch Reis mitverarbeitet, der sich glänzend bewährte. Ich muß noch erwähnen, daß infolge Heeresbedarfes wir unsere kupfernen Pfannen durch eiserne ersetzen mußten. Das erste vollgradige Malzbier war ein vollständiger Versager. Die nur an Dünnummaische gewöhnte Hefe konnte die stärkeren Biere nicht mehr vergären, so daß ein musseeloses, wenig erfreuliches Bier entstand. Der enorm niedrige Stickstoffgehalt der Gerste von nur 8 Prozent gegen 11 bis 13 Prozent der Vorkriegsgerste mag wohl auch dazu beigetragen haben, Schwierigkeiten im Brauprozess zu schaffen. Es dauerte eine ganze Weile, bis wir wieder unsere gewohnte Qualität erzeugen konnten.

Bald nach der Gründung der Brauerei hatten wir begonnen, drei Gattungen Bier zu erzeugen. Und zwar ein 10- bis 11gradiges Abzugbier, ein wie Pilsner Bier gebrautes, liches hopfenbitteres Bier, das Märzenbier genannt wurde, und ein 13- bis 14gradiges Wiener Lagerbier. Das Märzenbier, welches zwischen 12 und 13 Grad eingebraut wurde, wurde später Neuquell benannt und die letzteren Jahre Spezialmärzen. Abzugbier wurde in der Nachkriegszeit nicht mehr erzeugt, dagegen wurde auch ein dunkles Bier eingebraut. Der Ankauf der Majorität der Schwechater Aktien durch die Familien Mautner Markhof und ihre Firmen hatte als Folgeerscheinung die Fusionierung der St.-Georgs-Brauerei

mit Schwechat zur Folge, was die Stilllegung der Brauerei in Floridsdorf bedingte. Es ist nunmehr hier ein riesiges Bierdepot, ferner die Eisfabrik und die Druckerei. Leider wurde die Mälzerei, da wir wegen des neuen Krieges viel weniger Gerste zugewiesen erhielten, nicht in Betrieb gesetzt. Ich muß noch erwähnen, daß in der Nachkriegszeit in der Preßhefefabrikation insofern eine Änderung eintrat, als wegen des hohen Wertes der Zerealien unsere alte Preßheferzeugungsmethode aufgegeben werden mußte und wir die Hefe aus Melasse und mit Beigabe von Stickstoff erzeugen. Es ist gelungen, eine ganz ausgezeichnete Hefe von hoher Triebkraft und Haltbarkeit zu erzeugen, die den Konsum vollkommen befriedigt.

Doch nun genug des geschäftlichen Teiles. Meiner überaus glücklichen Ehe entsprossen fünf Kinder, drei Mädeln und zwei Buben. In unserem geliebten Weidhof haben wir einen netten Sommeraufenthalt gefunden, der auch heute noch in unserem Besitz ist. Alle fünf Kinder sind glücklich verheiratet. Leider ist mein Schwiegersohn Herbert Hild frühzeitig gestorben und meine liebe Tochter Margarete ihm bald nachgefolgt, ihren lieben Sohn Hugo allein zurücklassend. Zum Glück hat er bei meiner ältesten Tochter Elsa und ihrem Mann Heinrich Baensch eine liebevolle Aufnahme gefunden und scheint sich körperlich und geistig bestens zu entwickeln. Meine beiden Söhne Gerhard und Manfred haben höhere Schulen für Brauwesen absolviert, Manfred ist Ingenieur von Weißen Stephan. Beide bewähren sich in der Führung der Geschäfte und setzen die gute Tradition unserer Familie in Wien in der vierten Generation fort. Da auch ihre Buben gut gelungen scheinen, so will ich auch für die Zukunft das Beste erhoffen. Unsere jüngsten Kinder sind

Zwillinge, Manfred und Gertrud. Gertrud, die mit Dr. Egon Conte Corti verheiratet ist, hat einen jetzt 14jährigen Sohn Ferrante, wie Hugo, ein patenter Junge. Gerhard heiratete seine Cousine Elisabeth Eisl, hat zwei Buben von elf und zwölf Jahren, Heinrich und Marius, vulgo Titti. Manfred heiratete Fräulein Maria Kupelwieser, sie haben drei Kinder, den jetzt 12jährigen Manfred, die 11jährige Christl und die 7jährige Elli. Ich habe unser Familienhaus in drei getrennte Wohnungen abgeteilt, so daß ich und meine Frau mit ihnen in bestem Einvernehmen nahe beieinander wohnen.

Über mich möchte ich noch berichten, daß Reiten und Fahren mir stets ein großes Vergnügen war. Leider fehlte mir bis zum Freiwilligenjahr jeder richtige Reitunterricht. Ich hatte mit neun Jahren mit meinem Bruder Otto zusammen drei Reitstunden in der bekannten Reitschule Tippelt. Leider vertrug mein Bruder damals das Reiten gar nicht, hatte große Kopfschmerzen, so daß zu meinem großen Leidwesen der Reitunterricht ein Ende nahm. Ich hatte wohl einen Esel, mit dem ich ritt und kutscherte, er war aber so gutmütig, daß er an die Reitkunst keine großen Anforderungen stellte. Zehnjährig, erhielt ich dann in Baden bei Wien neun Reitstunden. Von da an ritt ich ins Freie und war meine weitere Ausbildung mir selbst überlassen. Doch konnte ich dann so ziemlich alle Pferde reiten, und wurde meine Spezialität das Reiten nervöser Pferde, die unter mir besser gingen wie unter ihren sonstigen Reitern. Ich reite am liebsten ohne Sporen. Ich bin auch Jagden ohne Sporen geritten (in England), und dürfte dies der Umstand sein zu dem guten Verhältnis, in dem meine Pferde gewöhnlich zu mir stehen. Mein Vater kaufte einmal ein kleines arabisches Fuchsel

auf der Frühjahrs-Pferdeausstellung. Ich dürfte damals 14 Jahre gewesen sein und ritt es anstandslos bis zu Beginn des Winters. Dann wurde es in die Reitschule gestellt. Ich hatte aber erst 8 oder 14 Tage später Zeit hineinzufahren, um es zu reiten. In der Reitschule waren sie sprachlos, daß ich ein so gefährliches Tier, das die Wände hinaufkraxelte und sich in den Sand warf, reiten wollte, und wollten es nicht satteln. Erst auf meine Versicherung, daß ich es sechs Monate lang geritten habe, führten sie es in die Reitschule. Ich saß auf und Ibrahim ging wie ein Lamperl. Er wurde wieder von der Reitschule weggenommen und ich und mein um sechs Jahre jüngerer Bruder Georg ritten ihn noch drei Jahre anstandslos. Dann wurde er wieder an eine Reitschule verkauft, wo sich das gleiche Schauspiel wie vor drei Jahren wiederholte, er war wieder ein Verbrecher. Daraufhin wurde er eingespannt und an Erzherzog Franz Ferdinand als Wagenpferd verkauft.

Als Freiwilliger in der Josefstädter Kaserne sah ich in der offenen Reitschule beim sogenannten Bettenmagazin meinen Zugskommandanten Oberleutnant D. sich bemühen, einen Sterngucker, Vollblüter, Gewinner der großen Allager Steeplechase, abzubiegen. Der Kommandant der Brigadeschule, Oberleutnant S., stand in der Mitte und ich bei ihm. Ich ersuchte, mich aufsitzen zu lassen und versicherte, unter mir werde er gleich vom Sterngucken ablassen. Sie lächelten und taten mir meinen Willen. Nach einer Tour war der Vollblüter beruhigt, ich war englisch getraut und hatte das Gewicht stark nach vorne gelegt, dadurch war das Pferd geneigt, die Hinterfüße unterzusetzen und den Kopf fallen zu lassen. Ein Onkel von mir war infolge eines Streites mit seinem Vorgesetzten in Pension

gegangen. Seine zwei gerittenen Pferde verkaufte er sofort an einen deutschen Händler, sein drittes Pferd, ein ganz roher vierjähriger Halbaraber, den er erst einige Tage im Stall hatte, war unverkäuflich. Er schrieb damals an meinen Vater, daß er glaube, daß ich, da ich in Zivil schon so gut reiten konnte und beim Militär noch zugelernt haben dürfte, imstande sein würde, dieses sonst so ausgezeichnete Pferd zureiten usw. Der Schwarzsimmel kam in der Kaserne an, ich setzte mich auf, und schon ging er mit mir durch und rannte gegen die Stalltür. An der Mauer konnte ich ihn noch nach links verreißen, er überschlug sich mit mir und wir landeten beide in der schon ziemlich angefüllten Mistgrube. Ich zog die Babam heraus, setzte mich auf, Oberstleutnant S. haute ihr mit der Reitpeitsche ein paar hinten drauf, ich ging in Karacho ab, steuerte sofort auf die Hindernisse los, die sie fliegend mit mir sprang. Von da an war ich ihr Herr und hatte im Regiment einen guten Ruf. „Sehr guter und schneidiger Reiter“, stand in meiner Beschreibung. Aber noch mehr freute mich eine Ansprache von Rittmeister Bercheny, der mir sagte, er habe sich sehr bemüht, mich zu seiner Schwadron zu bekommen, es sei ihm aber nicht gelungen, denn Rittmeister Baron Hauer (der spätere Generaloberst) habe mich nicht ausgelassen. Als ich, wie schon früher beschrieben, zur Brauereipraxis nach Mainz abreiste, konnte außer meinem Freunde Silvio Freiherrn von Pirquet niemand diesen Schimmel reiten. Mein Vater verkaufte ihn an Leutnant oder Oberleutnant Graf Artz, den späteren Oberst von den Achter-Dragonern, der sich noch heute, bei den monatlichen Zusammenkünften der Achter-Dräger, gerne an den Araber erinnert und ihn lobt.

Meine größte reiterliche Freude war es, als ich einige Jahre später, in England Jagden reitend, als einziger ein verzwicktes Hindernis sprang, auf einem Irländer wunderbar beritten und ohne Sporen reitend. Wir waren einen Hügel heruntergeritten, unten war ein Promenadeweg, dann eine weiße Barriere und unter der Barriere ein kleiner Bach mit einzelnen Weidenbäumen. Dieses Hindernis hatte die ganze Clique inklusive Master zum Ausbrechen veranlaßt, und war es um so verdienstvoller von Number I., so hieß mein Reittier, trotzdem zu springen. Dasselbe Pferd ermangelte aber jeder Schnelligkeit, hatte eine entsetzliche Bewegung, und wenn die Hindernisse weniger und das Tempo dadurch schneller wurde, konnte es nicht mehr mit. Das reine Gegenteil war ein kleiner Schimmel, Squire, der denkbarst angenehmste Bewegung hatte, sehr schnell war, und wenn man ihn nicht fort ließ, sich sofort überzäumte. Ich mußte ihm im Sprung viel Luft lassen, daß er sich strecken konnte, natürlich hatte ich ihn dann nicht in der Hand, was nicht immer sehr angenehm war. Nichtsdestoweniger waren Reverend Hopkinson und meine Wenigkeit die einzigen Reiter, die um halb fünf Uhr abends hinter dem Master und seinen Wips waren. Bei einem Sprung über eine riesige, seit Jahren nicht gestutzte Hürde und dahinterliegenden Graben, waren der Master und ein Wip gestürzt. Hopkinson und ich waren zugleich nebeneinander gesprungen und landeten glücklich auf der anderen Seite. Der noch nicht aufgesessene Master beglückwünschte uns lebhaft. Ein Pfarrer und ein Ausländer als einzige restierende Jagdgäste erfreuten ihn. Wir hatten an diesem Tage sieben verschiedene Füchse gehetzt und keinen bekommen. Beim nächsten Hindernis stürzten beide Wips,

der Master nahm die Hunde, da es schon dunkel geworden war, von der Fährte ab und wir ritten nach Hause, wo wir erst um sieben Uhr abends eintrafen.

Bei einer Waffenübung in Pardubitz hielt Oberleutnant D. mit seinem Zug Reitschule ab. Meine Abteilung war schon erledigt, und so stand ich bei ihm. Ich frug ihn, warum er nicht beanstande, daß ein hochedler Kohlfuchs in den Seitengängen nie Schritt gehe, sondern zapple. Er sagte, er könne es nicht beanstanden, da auch er und andere Offiziere es versucht, aber nicht zusammengebracht hätten. Ich sagte: „Ich kann es aber.“ Wette. Nächsten Tag ritt ich auf diesem Pferd in der Abteilung mit und zeigte, daß es unter mir in allen Seitengängen Schritt ging. Bei derselben Waffenübung kaufte ich von einem Bauer einen dreijährigen Norfolk, einen Rotschimmel, nach dem importierten Norfolk „Quecksilber“. Nach genau zehn Tagen hatte ich ihn so weit, daß ich ihn aufgezümt in den normalen Seitengängen zeigen konnte, daß er rechts und links einsprang und über die normalen Kommishindernisse setzte. Die reizende Frau meines Rittmeisters hatte ich zu dieser Vorführung gebeten. Sie sagte mir viel Schmeichelhaftes. Sie war selbst eine vorzügliche Reiterin und sekkerte sofort ihren zufällig daherkommenden Gemahl mit folgenden Worten: „Ihr braucht immer eine unendliche Zeit, bis aus einer Remonte ein halbwegs gutes Reitpferd geworden ist, da kommt ein Reserveoffizier daher und in zehn Tagen hat er ein fertiges Reitpferd.“ Ich möchte dabei aber bemerken, daß ein so schnell zugerittenes Pferd natürlich nicht wirklich geritten ist und mit einem unbekanntem Reiter nicht den Eindruck eines wirklich zugerittenen Pferdes macht. Einmal besaß ich einen wunderschönen Halbblüter, nach dem

Vollblüter „Kravarn“. Er war so gut geritten, daß es mir manchmal Spaß machte, ihn ohne Sattel, mit einem Strick im Maul, in allen Gangarten zu produzieren. Seine Spezialität waren größere Galopps im Terrain, wobei ich ihm die Zügel auf den Hals legte. Dieses zügellose Reiten betrieb ich so lange, bis wir beide ein „Radl“ schlugen, wobei uns nichts geschah. Dieser Wallach war sehr befreundet mit einem zufällig in unserem Besitz befindlichen Halbblutfohlen (ich war damals noch kein Züchter). Dieses Fohlen nahm ich öfters beim Reiten mit, und umkreiste es uns oft wie ein lustiger Hund. Dieses Fohlen habe ich später ohne und mit Sattel als erster geritten, leider mangelte ihm jede Gängigkeit, so daß er im Streifwagen verwendet werden mußte.

Von guten Pferden muß ich noch eine Wenkheimsche Schimmelstute erwähnen, die ich „Magascha“ taufte. Mit ihr brach ich mir in einer Wiener Reitschule das Schlüsselbein und quetschte mir alle Rippen. Die Barriere war statt um 10 gleich um 20 Zentimeter höher gestellt worden und das war unser Verhängnis. Es waren damals Jagden hinter einer Schleppmeute angekommen, und da kaufte ich ein wunderbares, importiertes englisches Pferd „Squire“, mit dem ich mich an den Jagden in Stockerau beteiligte. Es war ein schwarzbrauner Wallach, unermüdlicher Galoppierer und schneller Traber. 18 Jahre hat er mir gedient, er war auch ein vorzügliches Dogcartpferd und hat auch zu Beginn des Weltkrieges, als ein Großteil unserer Arbeitspferde einrücken mußte, noch viel Bier ausgeführt. Im letzten Kriegsjahr mußte ich ihn wegen einer unheilbaren, vier Tage dauernden Kolik vertilgen lassen. Ich war gerade auf einen Tag auf Urlaub heimgekommen,

besuchte ihn in seinem Box, er kam gleich auf mich zu und in seinen Augen lag die stumme Bitte: „Hilf mir.“ Leider konnte ich nicht mehr machen, als einen bekannten Pferdefleischhauer ersuchen, ihn in seinem Box von seinem Leiden zu erlösen. Der herkulische Mann hat ihn mit einem einzigen Schlag mit einem Eisenhammer in ein besseres Jenseits befördert. Viele frohe Stunden meines Lebens habe ich auf seinem Rücken verbracht, viele Jagdritte auf ihm geführt und viele Karussells auf ihm geritten. Ein paar Jahre später kaufte ich für meine Frau auch einen englischen Fuchswallach, der auch ein selten gutes Pferd war. Die zehn Jahre, die er uns diente, hat er nie einen Fehltritt gemacht. Einmal brach ich mit ihm in einen Kaninchenbau ein, aber auch da stolperte er nicht, sondern hob sich auf die Hinterfüße heraus und sprang nach vorne. Meister Koch hat beide Pferde mit meiner Frau und mir in einem vorzüglichen Gemälde festgehalten.

Fast so schön wie das Reiten ist auch das Kutschieren mit guten Pferden. So wie jetzt meine Enkel stieg ich als Kind gerne auf einen Fuhrwerkswagen und kutscherte mit den Arbeitspferden. Die fünf Jahre Mittelschule fuhren wir mit einem Einspänner, und zwar meistens mit einem sogenannten Brougham, einem geschlossenen Wagen. Meistens schon am Spitz in Floridsdorf stieg ich auf den Bock und kutscherte. Da hatten wir einmal einen polnischen Fuchs, ein seltenes Mistvieh, das so gut schlagen konnte, daß es mit den Hinterfüßen am Bock landete und die Kotfliege herunterbrach. Es muß ein Anblick für Götter gewesen sein, wie ich und der Kutscher aufs Dach flüchteten, bis wir uns wieder heruntertrauten, nachdem wir den edlen Polen ordentlich verhaut hatten. Wir kamen darauf, daß jede Peitschenhilfe

ihn zu endlosem Bocken veranlaßte, während er durch grobe Risse mit den Zügeln zu schnellster Gangart angespornt werden konnte. Er war als Reitpferd gekauft worden und hatte ich ihn den ganzen Sommer geritten. Er war das einzige Pferd, das Sporen gut vertrug, während jede Peitschenhilfe einen Wutausbruch zur Folge hatte. Mein Bruder Otto und ich haben mit ihm und den vorhin erwähnten „Ibrahim“ einen schönen Distanzritt gemacht, wobei er sich dadurch auszeichnete, daß er, wenn ich morgens in den Stall kam, stets ausgerissen war und auf einer schönen Wiese weidete. Auf meinen Anruf kam er sofort dahergelaufen, ließ sich in den Stall führen, abwarten, füttern und satteln. Die früher erwähnte „Magascha“ war auch ein vorzügliches Wagenpferd. Ich habe mit ihr gleich nach meiner Hochzeitsreise mit meiner lieben Martha und den noch heute in unserem Besitz befindlichen Zweiradler die sogenannte große Wienerwaldfahrt gemacht, wobei meine liebe Frau zum ersten Male Weidlingbach sah und lieben lernte. Ich hatte noch als Junggeselle zwei kleine russische Rapphengste in Benützung gehabt. Später wendete ich mich den schnellen russischen und amerikanischen Trabern zu. Mein schnellstes Gespann dürfte „Luella“ und „Polka“ gewesen sein, Amerikanerin und Russin. Sie verfügten über einen enormen Speed, und konnten beide vom Schritt weg im Renntempo angehen. Es war mein Vergnügen, mit ihnen auf der Lauer zu liegen, und wenn in der Prater Hauptallee ein schnelles Trabergespann daher kam, wie aus dem Rohr geschossen, an ihnen vorüber zu fliegen und, wenn 100 Meter Luft zwischen uns war, wieder seitwärts zu bummeln und zu warten, bis das nächste

schnelle Gespann daher kam. Leider war ich damals noch nicht Züchter, sonst hätten beide Stuten bestens eingeschlagen. Meine weiteren schnellen Pferde im Gebrauchswagen sind schon identisch mit den Stammmüttern meines Gestüts, resp. mit den Stuten, die ich in der Zucht probierte. „Alie Allerton“, „Alcy“, „Mirja“, „Busserl“, „Hofdame“. Das schönste Gespann waren wohl die beiden selbst gezogenen Mc Kiney-Stuten „Hummel“ und „Gretelkind“ sowie „Freude“ und „Dardanelle“. Diese Vier bildeten auch einen selten schönen Viererzug. Herrliche Wagenpferde waren auch „Hofdame“ und „Zenta“, zwei Blauschimmeln mit weißer Mähne und Schweif.

Aus meinem Freiwilligenjahr möchte ich noch einiges nachtragen. Rittmeister Baron Leopold Hauer war in der Freiwilligenabteilung sowohl mein Zug- als auch Abteilungskommandant. Er erhielt plötzlich die 6. Schwadron und übergab seine Funktionen bei den zukünftigen Reserveoffizieren, und zwar das Oberkommando an Rittmeister Haas und das Zugkommando an Baron Vecsey, einem bekannten Dressurreiter. Während Hauer über die gottverfluchte Zivilreiterei nicht genug schimpfen konnte, hatte Vecsey die Zivilreiter sehr gerne. Hauer übergab Vecsey einzeln die Pferde. Ich ritt damals das Dienstpferd von Mingazy, der erkrankt war. In der Mitte der Reitschule war eine Hürde aufgestellt und jedes Pferd wurde einzeln hin- und hergesprungen, wobei Hauer seine Erläuterungen gab und zwar immer so laut, daß jeder alles verstehen konnte. Als er „Enterich“ aufrief, bemerkte er zu Vecsey, er ist ein Stützer und springt nicht allein. Mit mir sprang er tadellos hin und her. Dadurch wurde Vecsey auf mich aufmerksam und gab

mir seine eigenen jungen Pferde zu reiten, wobei er mich nur das erste Mal beaufsichtigte und mir Instruktionen gab, sonst konnte ich sie nach eigenem Gutdünken reiten. Dabei war er so liebenswürdig, sich bei mir noch immer zu bedanken, während es mir das Höchste war. Ich brachte es damals bis zu acht Pferden täglich, und zwar wenn ich Glück hatte drei Dienstpferde in allen drei Abteilungen, eines von Vecsey und ein eigenes Pferd in der Kaserne. Abends, an Karusselltagen ging ich in die Toppel'sche Reitschule in die Pramergasse (heute Polizeireitschule), wo ich eine Reitschulremonte und zwei eigene Pferde, eines von meinem Bruder Otto und das zweite von meinem Vetter Hans Oppolzer ritt, eines davon beim Karussell, wie das Musikreiten damals genannt wurde. Der beste Reitlehrer bei den 11er Husaren war ein Graf Wallis, der aus purer Liebenswürdigkeit und Pferdepassion mir behilflich war, den schon früher erwähnten Araber zuzureiten. Er hatte ein eigenes Pferd, das er gerne produzierte, indem er einen Knopf in die Zügel machte und denselben unter die Bluse schob, und zwar in allen Gängen der Schule, ohne die Zügel mit einer Hand zu berühren. Dies blieb auch mein Ideal für ein zugerittenes Pferd und hatte ich auch einige im Stalle mit denen ich das auch machen konnte. Mein Dienstpferd hieß „Russe“, war ein Schimmel und durfte auch Traberblut in seinen Adern gehabt haben. Er war ein vorzüglicher Springer und konnte sehr schnell traben. Bei starkem Trab konnte ich mit ihm bei allen anderen Pferden vorüberziehen. Ich habe auch einmal versucht, ihn beim Galopp-exerzieren im Trab zu nehmen und konnte ich dabei konstatieren, daß er ohne weiteres das Tempo halten

konnte. Vielleicht war dieses Pferd auch mit ein Grund, daß ich den Trabern später mit Leib und Seele verfallen bin.

Viel Arbeit habe ich für die 6. Sektion (Pferdezucht) der Landwirtschaft geleistet, die mir aber viel Freude bereitete. Und das kam so: In Stadlau war Pferdeausstellung und Graf Dominik Hardegg leitete die Prämierung. Ich war hingeritten, stand vis-à-vis von den Richtern und gab einigen Bekannten, die neben mir standen, mein Urteil ab. Hardegg, der ein feines Gehör hatte, schien von meinem Urteil befriedigt, nahm mich in die 6. Sektion und von da an war ich Preisrichter und Deckhengstaussucher durch viele, viele Jahre. Dominik Hardegg pflegte gerne zu sagen: „Bitte, sehen Sie sich diesen Hengst mit Ihren, meinen Augen an und sagen Sie mir, ob er geeignet sei.“ Ich war noch im Jahre 1914 im Februar mit Exz. Merhal in Oldenburg und habe daselbst vier Hengste für Niederösterreich ausgesucht. Es wurden damals viele Hengste für andere Länder gekauft und mußte ich fürchten, gegen ihre Vertreter, speziell von Mähren und Böhmen, mich nicht durchsetzen zu können. Ich machte ihnen den Vorschlag, Rappen und Fuchse gehören mir und Braune und Schwarzbraune euch. Merhal hat die Abmachung gebilligt, dadurch ist es mir gelungen, die drei besten Hengste der ganzen Kollektion für Niederösterreich zu retten, unter dem lebhaften Protest besonders der Vertreter von Mähren und Böhmen. Merhal sagte: „Abmachung ist Abmachung“, und dabei blieb es. Ich wußte, daß die beiden besten Blutlinien der Oldenburger Girello und die Normanlinie gerne reine Rappen erzeugen, was die anderen Herren nicht wußten. Der Fuchshengst

hat sich leider nicht so gut vererbt wie die Rappen. Ein ganz seltenes Pferd war der franz. Traberhengst „Loustic“, den ein Italiener in Wien startete und der mich als Pferd mit seiner herrlichen Reitpferdform derart begeisterte, daß ich Exz. Merhal dazu brachte, ihn mit mir zu besichtigen, wobei er alle unsere Erwartungen noch bei weitem übertraf. Kurze Zeit darauf kaufte Merhal den Hengst, soviel ich mich erinnere, um 15.000 Kronen und zwar zur Hälfte für das Ackerbauministerium und zur Hälfte für den Wiener Trabrennverein. Auf beiden Seiten hatte er nicht die nötigen Vollmachten resp. Kaufbewilligungen eingeholt, so daß er Unannehmlichkeiten hatte. Doch der Hengst war angekauft und wurde bei mir in Floridsdorf als Landesbeschäler aufgestellt. Er deckte nahe an 90 Stuten, bekam von mir 10 Kilogramm Hafer täglich und wog nach der Decksaison um 50 Kilogramm mehr, nämlich über 600 Kilogramm. Leider wurde der Hengst nicht bei mir belassen, sondern kam nach Stadl, wo man ihn einer Hungerkur unterzog, damit er sich recht schnell der Kondition der anderen Deckhengste näherte und die 50 Kilogramm, die er bei mir zugenommen hatte, wieder abnehme. Damit ist es ihnen gelungen, dem Hengst seine große Fruchtbarkeit zu nehmen, so daß künftig das Trächtigkeitsverhältnis der von ihm gedeckten Stuten eher gering war. Ich habe einige Jahre später drei Söhne von ihm, und zwar einen Vollbluttraber und zwei Halbbluttraber, nach Jugoslawien verkauft. Auch hier hatte ich einen Sohn, einen wunderschönen Scheckhengsten, aufgestellt, der bis zu 75 Prozent seine Farbe vererbte und vorzügliche Reit- und Wagenpferde erzeugte. Leider ist von seinen Kindern keines im Lande zurückgeblieben, da

meistens schon die Fohlen für Zirkusse angekauft und weggeführt wurden. Die Louistictochter „Dardanelle“ gehört zu den Stammmüttern meines Gestüts, brachte 14 Fohlen und war noch mit 20 Jahren mein Reitpferd, sie machte im selben Jahre einen Distanzritt über 80 Kilometer mit und erhielt am nächsten Tag einen ersten Konditionspreis. Sie erhielt 4jährig den ersten Schönheitspreis, gewann auch ein Trabrennen und viele erste Preise bei Fahrturnieren. „Freude“, ebenfalls eine Louistictochter, gewann ein Rennen, 3- und 4jährig ebenfalls den ersten Schönheitspreis, beteiligte sich an Turnieren als Springpferd, gewann einen Hubertusjagdrift gegen Vollblutpferde und war durch viele Jahre mein Reitpferd. Wie ich dieser Tage hörte, macht sie bei einem Gutsbesitzer im Marchfeld noch immer Dienst als Reit- und Wagenpferd.

Und nun noch einiges über meine Hunde. Als Kind hatte ich einen Neufundländer, der sehr an mir hing. Einmal betrat ich mit ihm unseren Kuhstall, was momentan unter den Kühen eine furchtbare Panik hervorrief. Sie zerrten an den Ketten und brüllten, worauf ich schleunigst den Kuhstall verließ. Der Hund ist dann plötzlich, wahrscheinlich an Staupe eingegangen. Dann hatte ich einen gelben Rattler, der ein guter Begleiter beim Reiten war, da er nie jagte, aber wenn möglich, vor dem Pferde lief. Er besuchte mich einmal in der Kaserne während des Fußexercierens, eines der unangenehmsten Dinge, die einem Hundebesitzer passieren können. Ich reagierte in keiner Weise auf seine Begrüßungen, worauf er beleidigt war und schnurstracks nach Floridsdorf lief und sich wieder im Pferdestall einfand. Dann hatte

ich einmal eine Dogge von Cäsar & Minka, einer Hundehandlung in Dresden. Sie war auf den Mann dressiert, konnte frei auf den Hinterfüßen stehen und sehr gut springen. Ich war damals noch Junggeselle, hatte meinen Schwager Wächter in Leopoldsdorf besucht und kam gerade dazu, wie er sie zu erschießen gedachte, weil sie ihn nicht über die Stiege in seine Wohnung lassen wollte. Ich bat ihn, sie mir zu schenken, was er auch tat. Wir hatten viel Freude aneinander. Ich ging mit ihr des Nachts in den verrufensten Vierteln spazieren. Ich hatte außer dem Hund eine als Spazierstock getarnte Eisenstange. Zu meinem Leidwesen wurden wir aber niemals angegriffen. Ihre größte Freude war, wenn sie beim Reiten mitlaufen durfte. Aus Übermut sprang sie manchmal hinter mir aufs Pferd, was meistens einen unangenehmen Luftsprung desselben zur Folge hatte. Leider hatte ich nicht genügend Zeit, um ihr genug Bewegung zu verschaffen, und so gab ich dem Drängen eines Nachtwächters nach und ließ sie ihn begleiten. Leider hat derselbe sie mit Kunststücken zuviel sekkiert und wurde schließlich von ihr gebissen. Ich schenkte sie schließlich unserem Kutscher und wies ihn an, sie einem Hundehändler zu verkaufen, unter der Angabe, daß sie den Nachtwächter gebissen habe. Er tat dies nicht, sondern verkaufte sie einem Holzhändler in Floridsdorf um 5 Gulden. Derselbe sperrte sie auf seinem Holzplatz ein. In der Früh war sein wertvoller Jagdhund totgebissen, er wollte sie prügeln, worauf sie ihn biß und auf die Straße hinauslief, wo sie ein diensthabender Wachmann mit seinem Revolver erschöß. Dann kam die Zeit der Jagdhunde. Ich hatte einige Jahre nicht gejagt, besonders, da ich meine

freie Zeit dem Reitsport widmete. Ich wurde dann einmal in Lanzendorf auf eine Kreisjagd eingeladen, wobei ich konstatieren konnte, daß ich sehr gut schoß. Damit erwachte eine gewaltige Jagdpassion. Von derselben Jagd erhielt ich eine ganz junge Jagdhündin. Sie war Gebrauchshund und galt als Deutschkurzhaar, hatte aber zweifellos Drahthaarblut in sich. Sie apportierte aus Naturanlage und war unglaublich schnell. Einen angeschossenen Hasen fing sie im rasenden Laufe und brachte ihn ebensoschnell. Auf der Hühnerjagd konnte sie nicht voll befriedigen. Ihre Beine waren schneller als ihre Nase, so daß sie dadurch die Hühner öfters herausstieß. Gleichzeitig kaufte ich eine gelbe, schon abgeführte kurzhaarige Hündin, die unerreicht als Wasserapporteur und Hühnerhund war. Hasen brachte sie wohl auch mit großer Sicherheit, doch waren ihr die hiesigen 5-Kilogrammhasen zu schwer, so daß sie dieselben nur im langsamen Tempo bringen konnte. Damals waren diese Hunde im Marchfeld häufig. Leider sind sie der damaligen Deutschkurzhaarmode und der damaligen Kurzsichtigkeit der Hundezuchtvereine zum Opfer gefallen. Statt diese vorzüglichen Hunde, nicht alle waren so klein wie meine Hündin, zusammen einzutragen und mit ihnen eine österreichische Rasse zu begründen, ließ man sie verschwinden. Dieselben Hunde sind in Ungarn eine eingetragene, ausstellungsfähige, vorzügliche Rasse. Die erstgenannte Hündin ließ ich von einem importierten Suchensieger decken und zog von ihm meinen „Murx“, der wohl einer der besten Hunde war, die ich je besessen habe. Auch er brachte jeden Hasen im Galopp und war auch auf Hühner und Fasane sehr verläßlich. Seine Hauptpassion

bei gewehrlosen Spaziergängen war aus der hochgehenden Donau Holzstücke und ganze Bäume an das Ufer zu schleppen, wobei er dieselben erst umschwamm und sie von der Stromseite gegen das Ufer drückte. Seinen größten Triumph feierte er auf einer ungarischen Jagd, wo ein Fuchs angeschossen wurde und die stichelhaarigen Hunde der Berufsjäger zwar die Spur verfolgten, aber ohne Fuchs wieder erschienen. Ich wurde gebeten, meinen Hund auf die Spur zu lassen, was ich ungern tat, da „Murx“ noch nie einen Fuchs gesehen hatte. Trotzdem nahm er die Spur bald auf und brachte den Fuchs nach kurzer Zeit im guten Tempo daher. Ich hatte damals schon wieder junge Hunde zu Hause und so gab ich einem hohen Angebot eines Jagdbesitzers nach und verkaufte ihm diesen Hund. Ich war einmal mit „Murx“ am Semmering, wo ich mit ihm den ganzen Tag in den Bergen herumstrich. Da umsprang er mich einmal, lief immer in einer Richtung, kehrte wieder zurück und wiederholte das so lange, bis ich ihm folgte. Er führte mich bis zu einem alten Baum, unter dem Auerhahnlosung lag. Das mußte er mir zeigen. Als ich ihn gelobt hatte, war er befriedigt und wir konnten unseren Spaziergang fortsetzen. Von der gelben Hündin zog ich einen Hund auf, der schon im ersten Feld ein guter Gebrauchshund war, man verlor nie ein Huhn mit ihm, auch stand er felsenfest vor. Im zweiten Feld weigerte er sich plötzlich, Hasen zu apportieren. Sein ganzes Interesse gehörte dem Flugwild und so gab ich ihn in ein großes Rebhühnerrevier ab. Inzwischen hatte ich mir eine eingetragene Deutschlanghaarhündin, „Bella Jägerlieb“, angeschafft. Sie hatte wohl eine vorzügliche Nase, war aber gegen ihre

Vorgänger sehr langsam. Es war kein anderer guter Deutschlanghaar im Lande, und so mußte ich sie von ihrem eigenen Vater decken lassen. Dies ergab einen Wurf völlig gleicher, brauner Hunde, alle von hoher Qualität. Ich kaufte dann noch einen zweifellos nicht reinrassigen, braunen Langhaar, der aber jagdlich sehr talentiert war. Von diesem und einer braunen Hündin zog ich einen wundervollen braunen Hund, namens „Rolf“, der zu den besten zählte, die ich je geführt habe. „Bella Jägerlieb“ überließ ich einem Jagdkompagnon, der von ihr nach einem guten Deutschkurzhaar einen guten braunen kurzhaarigen Hund zog, der ganz verrückt auf das Apportieren war und auch gelegentlich wegen Wilderns erschossene Hunde packte und sie seinem Herrn brachte. Meine beiden schönen selbstgezogenen Langhaarhündinnen gingen beide binnen 14 Tagen an Staupe ein und damit war mir die Freude an der Hundezucht gründlich verdorben. Ich habe dann noch viele „Frickas“ und „Rolfs“ besessen, meistens im Marchfeld gekauft, und Blut meiner ehemaligen Hunde führend. Gegenwärtig besitze ich eine aus Ungarn stammende Drahthaarhündin, die in jeder Weise entspricht und nur das Wasser nicht liebt. Neben den Jagdhunden hatte ich meistens einen kleinen Schnauzer als Stallhund. Leider ist die Jagdpassion derselben schwer zu unterdrücken, sonst wären sie gute und ausdauernde Begleiter beim Reiten. Einen Versuch machte ich noch mit einem roten Setter. Obwohl er im Hof und Garten einen sehr guten Appell hatte und vollkommen dressiert war, konnte man ihn nicht hasenrein kriegen. Er setzte jedem gesunden Hasen in endloser Hetze nach. Ich schenkte ihn schließlich einem sehr guten ungarischen Hundedresseur, doch auch

dieser konnte ihn nicht auf gleich bringen, so daß eine Kugel ihn von seiner Jagdpassion befreien mußte. Ich hatte keinen anderen Hund in der Wohnung, als nur meinen allerliebsten kleinen Pintscher, der unendlich an mir hing, aber leider bald von einem Auto totgeführt wurde.

„Bibi Eich“ und andere Jungtiere meiner Kinder.

Ich hatte mir vorgenommen, es war im Jahre 1913, im Weidhof, am nächsten Morgen einen großen Spaziergang zu machen. Leider goß es in Strömen und dazu wehte ein heftiger Wind. Ich fluchte, aber ich ging, holte mir meine fünf Hunde und machte mich auf den Weg. Im schönsten Buchenhochwald, das Wasser rann in dicken Schichten an den glatten Stämmen herunter, klatschte plötzlich ein kleinwinziges Etwas vor mir auf den Boden. Ein donnerndes „down“ und ein erhobener Stock hielten die Meute zurück und ich hob ein vielleicht drei Tage altes Eichhörnchen vom Boden auf, verstaute es in meiner Rocktasche und übergab es zu Hause meinen Töchtern. Seine Ernährung machte uns große Schwierigkeiten, da man ihm mit dem Kaffeelöffel keine Milch einträufeln konnte. Schließlich hatten die Mädchen die großartige Idee, einen Lampendocht zu nehmen, an dem der junge „Bibi Eich“, so wurde er getauft, gierig saugte. Unter der guten Pflege gedieh er prächtig und wurde bald zutraulich und zahm. Während der Mahlzeiten schlief er meist auf irgend einer Schulter oder machte einen Spaziergang über den Tisch, ohne je ein Glas umzuwerfen. Bald turnte er auf allen möglichen Gegenständen, wie Möbel und Vorhänge, auf und ab und war stets in Bewegung. Seine Krallen wuchsen viel zu schnell, so daß meine Tochter Elsa sie ihm alle paar Wochen schneiden mußte. Bei dieser Prozedur jammerte er sehr. Wieder in Freiheit gesetzt, schleckte er sich erst alle Pfoten,

konstatierte dabei scheinbar die Benützbarkeit seiner Pedale, und fort ging es dann im Galopp über alle Zimmereinrichtungen. Sein Lieblingsplätzchen war über der Pendeluhr. Er fing sich die Schnüre der Rollos und drehte sich ein herrliches Nest, in dem er wunderbar schlief. Daß seine tägliche Arbeit immer umsonst war, da beim Auf- und Zuziehen der Rollos sein Nest immer wieder zerstört wurde, dies konnte ihn nicht entmutigen, täglich wurde frisch gebaut. Natürlich mußte er sehr pfauchen und in der „Eichkatzensprache“ schimpfen, doch hat er nie jemanden gebissen. Auf einigen Plafonds waren herum Hohlleisten angebracht, die ein herrliches Turngerät für ihn darstellten. Mit zwei Füßen an der glatten Wand und zwei Füßen an der Hohlleiste, raste er im Zimmer herum, hielt dann am Vorhang eine kleine Ruhepause, um seinen Galopp nach der anderen Seite wieder zu beginnen. Ich hatte in meinem Zimmer einen ausgestopften Auerhahn, der sein höchstes Interesse erregte, er zupfte ihm nämlich die Federn aus. Daher war ihm der Eingang in mein Zimmer verboten. Er konnte stundenlang immer an der Tür hin- und herspringen, immer hoffend, daß mit einem Durchgehenden er durchschlüpfen und so sein wichtiges Rupfgeschäft fortsetzen könne. Wenn ich durch seinen Raum ging, kletterte er an meiner Hose hinauf, schlüpfte in die linke Rocktasche und verhielt sich mäuschenstill. Wie ich aber mein Zimmer betrat, schoß er wie ein Fidschipeil heraus und kletterte schon am Vorhang nach seinem Rupfopfer. Er war dann sehr empört, wenn man ihn packte und bei der Tür hinauswarf. Er hatte einen schönen Käfig mit einer kleinen Schlafkabine, die er sehr liebte. Als er später den ganzen Tag im Garten auf den Bäumen

herumkletterte, auch über Nacht draußen blieb, wartete er jedenfalls morgens an der Gartentür. Wurde diese geöffnet, ging es im Karacho über die Stiege hinauf in seine Schlafkabine, wo er zuerst frühstückte und sich dann zu stundenlangem Schlaf zusammenrollte. Er übersiedelte im Sommer wieder in den Weidhof, wo er immer größere Exkursionen zu den Haselnußstauden und in den Buchenwald machte. Es war oft komisch anzusehen, wie er, wenn die Kinder mit großem Geschrei den Baum, auf dem er saß, umringten, er sich herunterfallen ließ und schnurstracks in das Haus zurücklief. Dann blieb er einmal eine Woche lang aus, kam dann auf Besuch mit einer schwarzen Frau, (er selbst war rot,) die nicht begreifen konnte, daß er den Menschen auf Griffnähe herankam. Doch war er immer sehr besorgt um seine schwarzlockige Braut. Bei den „Eichkatzeln“ kommt nur ein Weibchen auf drei bis vier Männchen, und als sie auf den nächsten Wipfel sprang, da sauste er hinter ihr her. Ein paar-mal besuchten sie uns noch, dann blieben sie ganz aus.

Ich war auf einer Rebhühnerjagd und wollte am Schluß einen Dreiläufer (unausgewachsener Hase desselben Jahres) für die Küche schießen. Als der Hund ihn apportierte, merkte ich zu meinem Entsetzen, daß die unausgewachsene Häsin bereits trächtig war. Oberjäger Weindl operierte schnell zwei allerliebste kleine Häslein aus ihr heraus, er schätzte, daß die Jungen erst in drei Tagen zur Welt gekommen wären. Ich brach die Jagd sofort ab und fuhr rasch nach Hause, und wieder übernahmen meine Töchter die Pflege der Kleinen. Sie waren so winzig, daß sie beide in einer Kinderhand leicht Platz hatten. Besonders meine Tochter Margarete entwickelte großes Geschick, ihnen mit

einem Löffel Milch einzuflößen. Sehr bald hüpfen sie fröhlich auf dem Tisch herum, fielen auch öfters herunter, ohne sich je weh zu tun, und wuchsen sichtlich. Bald wurden sie an feste Nahrung gewöhnt, und auch öfters auf die Weide geführt. Wie sie halbwüchsig waren, wurden sie nicht mehr ins Haus genommen und verwilderten.

Ich ging hinter den Wirtschaftshof auf die dort nicht verbauten Baugründe und sah, daß ein paar Zieserfallen aufgestellt waren. In einem Moment sah ich den Weidenstock in die Höhe schnellen, und an seiner Schnur hing ein allerliebstes, kleines Zieserl. Mit einem Griff packte ich es beim Genick, löste die würgende Schlinge und steckte es in meine linke Rocktasche. Wieder brachte ich es nach Hause, und war das Erdziesel das Pflegekind meiner jüngsten Tochter Gertrud. Gertruds Zwillingbruder Manfred hatte ein Flobertgewehr, mit dem er einen jungen Edelmarder schoß und ihn dabei wenig verletzte, der ihn aber dennoch kräftig in die Hand biß. Auch er wurde nach Hause getragen und vervollständigte die Menagerie. Da war auch noch ein Kater, und ich brachte von einer Jagd einen Deutschkurzhaar mit. Der Kater war herangewachsen und hatte bis dahin auch nett mit den Kindern gespielt. Doch nun erwachte der Raubtierinstinkt in ihm, die Tragödie nahm ihren Anfang. Er mordete Ziesel und Marder und wurde selbst von dem großen Jagdhund umgebracht. Auch der Jagdhund ging auf eigene Faust in fremde Reviere jagen und wurde erschossen. Als Trost blieben nur mehr „Bibi Eich“, der sich erst im nächsten Jahre selbständig machte.

Meine Taubenzucht.

Schon als Kind hatte ich Hühner und Tauben und das kam so: Ein Jugendfreund meines Vaters, der spätere Landesrat Bruszkay, war ein großer Hühner- und Taubensachverständiger, und wollte immer schon meinen Vater dafür interessieren. Da ich immer ein großer Tierfreund war, wurde es auf mich abgeschoben. Mit den Tauben machte ich bald ganz interessante Versuche. So hatte ich einen Tauber mit schönen weißen Binden. Bei seinen Kindern waren dieselben kaum angedeutet. Ich paarte ihn kurz entschlossen mit einer seiner Töchter. Nun konnte er sich voll vererben und alle seine Nachkommen, die zugleich seine Kinder und Enkeln waren, zeigten dieselbe schöne Färbung wie er. Seit fast sechzig Jahren züchte ich Pfautauben, deren graziöse Zitterbewegung mir immer ungemein gefiel. Meine Spezialität waren rote Pfautauben und die schönsten wohl die gelben. Es ist mir nie gelungen, gelbe konstant zu züchten, da in der Farbe nur Täubinnen und selten ein Tauber fällt. Ich habe vor zirka zehn Jahren auf einer großen Taubenausstellung alle ausgestellten gelben, nämlich drei Paare, angekauft, die wohl alle schon sehr alt waren, einige konnten den unter dem Dach liegenden Schlag schwer erreichen. Die Nachzucht war gering, in Kreuzung mit andersfärbigen Pfautauben erhielt ich wieder schöne rote. Derzeit besitze ich wieder ein halbes Dutzend gelbe Pfautauben, aber keinen Tauber. Im Weltkrieg, wo ich wegen Futtermangel auch meine Tauben stark reduzieren mußte und den

Auftrag gab, alle bis auf die gelben der Küche zuzuführen, merkte ich erst später, daß die sieben übriggebliebenen Tiere lauter Weibchen waren. Andererseits habe ich im Winter 1939 sämtliche weiße Pfautauben ausgemerzt, was aber nicht hinderte, daß von verschiedenen anderen Paaren, deren Ahnen wohl weiße waren, eine Reihe weißer Junge ausfielen. Man kann nicht über Züchtung reden, ohne Mendel und seiner Theorie zu gedenken. Die weißroten Nelken zerfallen nach ihm in weiße, rote und wieder rotweiße. Während nun die weißen und roten, mit immer gleicher Farbe gepaart, nur diese Farbe erzeugen, fallen die weißroten immer in die drei Farbvariationen auseinander. Um bei den gelben Tauben gelbe Nachkommen zu erzeugen, müßte man die gelben Täubinnen, mit lichtblauen oder grauen Taubern paaren, deren Mütter wieder gelbe Täubinnen waren. Es können aber bei dieser Paarung auch rote, blaue oder graue Junge herauskommen. Weiße Tauben mit weißen gepaart, ergeben immer nur weiße Tauben, während Schimmel mit Schimmel gepaart, außer Schimmel, jede beliebige andere Farbe ergeben kann. So fallen im Plutostamm der Lipizzaner, hie und da braune, die seinerzeit an das Gestüt Radauz abgegeben wurden, das eine braune Lipizzanerzucht hatte. Von diesen Braunen aus Radauz, fiel einmal ein Maestoso, der ein Fuchs war. Er war ein frühreifes Pferd und mit drei Jahren ein solcher Raufer, daß ich ihn in Michelbach, wo ich Gestütsdetachementskommandant war, aus dem Rudel herausnehmen und als Csikospferd verwenden lassen mußte. Er war übrigens bei aller Kraft, leicht zu reiten. Bei Braunen fallen immer einmal Füchse, bei Rappen kommen in einem ganz

geringen Perzentsatz auch Fuchse, während Fuchse mit Füchsen immer nur Fuchse ergeben. Die wenigen Ausnahmen, die man in den Gestütsbüchern findet, können einer näheren Untersuchung meist nicht standhalten. Meistens sind es eingegangene Fohlen, bei denen aus Schlamperei irgend eine Farbe hineingeschrieben wird. Ein sehr gutes Rennpferd machte mich einmal stutzig. Vater und Mutter waren Fuchse, der Sohn ein Braun. Nach Jahren konnte ich die Aufklärung durch einen Fachmann und bekannten Herrenfahrer bekommen. Derselbe Besitzer hatte in seinem Stall einen Braun und eine Fuchsstute stehen, beide Trabrennpferde, die beide in derselben Nacht abfohlten. Das Fohlen der Fuchsstute ging bei der Geburt ein, während die Braune gleich nach der Geburt umstand, während ihr Fohlen kerngesund war. Selbstverständlich brachte der Gestütsmeister das gesunde Braunfohlen zur Fuchsstute, die es willig aufnahm und aufzog. Dem Besitzer meldete er: „Braunstute und Fohlen eingegangen, Fuchsstute und Fohlen gesund.“ So kam die Fuchsstute scheinbar nach einem Fuchs, zu einem braunen Fohlen. Interessant ist, daß die Falbfarbe nach Generationen wieder aufscheint und zwar sowohl mit dunklen als wie mit weißen Langhaaren. So stand im Burgenland vor 30 Jahren ein Lipizzanerhengst, der mit schwarzbraunen Stuten, wunderschöne Falben erzeugte. Außer bei der Farbe kann man bei der Tierzucht mit Mendelscher Theorie nicht zuviel anfangen. Unsere ganzen Warmblutzuchten stellen doch eine Kreuzung von irgendeinem Orientalen resp. Araber mit dem kaltblütigen europäischen Pferd dar. Untereinander gepaart, müßten die Halbblüter also immer wieder in Araber und Kaltblüter zerfallen, was nun

ganz und gar nicht der Fall ist. Die Oldenburger, die Percherons, die Anglo-Normanen, die Lipizzaner, wie auch die Hollsteiner, gehören zu den konstanten Rassen. Bei Hunden sind die heute als Rasse geltenden englischen Fuchshunde, eine Kreuzung von Pointer mit Brackierer, die Gordonsetters, die einzige englische Rasse, die als Gebrauchshund zu verwenden sind, eine Kreuzung von schottischen Schäferhund (Colli) und Setter. Vom Schäferhund haben sie den Verstand und vom Setter die gute Nase, das feste Vorstehen und die Schnelligkeit. Die großen Doggen sind eine Kreuzung von Windhund und Bulldogge. Alle deutschen Vorstehhunde sind erst durch Einkreuzung von Pointer und Setterblut auf die heutige Höhe gelangt. Nur die großen Windhunde und die braunen und schwarzen Dachshunde dürften die einzigen reinen Rassen sein. Alle stichelhaarigen und scheckigen Dachshunde sind Kreuzungen mit Foxterriern oder kleinen Schnauzern.

Manövergedichte.

(Wahrscheinlich im Sommer 1893.)

Heuer war ich nicht erfreut
Als vor der Manöverzeit,
Aus der Vorgesetzten Mund
Mir auf einmal wurde kund,
Daß hinab nach Siebenbürgen
Wo noch Menschen Wölfe würgen
Und die Füchse mit Bedacht,
Sich noch sagen, gute Nacht!
Soll zur Waffenübung kommen,
Dieses würde mir sehr frommen.
Doch ich wurde mit Gewalt
Angenehm enttäuscht sehr bald.
Denn wir wurden unverweilt,
Den Brigaden zugeteilt.
Und ich kam zur witzigsten,
Nämlich zu der Siebzigsten.
Gerstner von, ist Kommandant,
Generalmajor genannt.
Wenn mit einem Kompliment
Man sich vorstellt ganz dezent
So schreit er gleich vehement:
„Ist das denn ein Kompliment?“
Manchen hat er ungeniert
Früher schon hinausspediert,
Komplimente machen lernen,
Von Eckart, dem Subalternen.
Wenn man ruhig liegt im Bette
Wohl auch schnarchet um die Wette,
Greift man plötzlich dich am Arm
Denn geblasen wird Alarm.
Um den Schlaf also betrogen
Ist man schleunigst angezogen.
Schon gesattelt sind die Gäule,

Nun herauf mit Windeseile
Und man reitet nun dahin,
Doch wir wissen nicht wohin.
Nach 'ner Weil wird abgestiegen
Und im Grase kann man liegen.
Eingewickelt in die Mäntel
War verfliegen bald der Kummer,
Und die braven Schlachtendenker
Fing auf's neu ein sanfter Schlummer.
Doch des Bodens Feuchtigkeit,
Duldet nicht Gemütlichkeit.
Alle kriegen Cholérine
Und der Mais wird zur Latrine.
Nur der Ordonnanz 'fizier,
Hat das Lebenselixier
Kognak mit in einer Flasche,
In der linken Satteltasche.
Sonst ward er darob verhöhnt
Heute ist es nicht verpönt.
Selbst der hohe Brigadier,
Schluckt ein wenig mit Plaisier.
Als vom Feind kam plötzlich Kunde
Das ermuntert schnell die Runde
Und im Trab, hinauf, hinab,
Reitet bald der ganze Stab.
Die Battrie ist auch schon fahrend
Vorne links, mit Major Ahrend.
Auch der Major Peraton
Führet schon sein Battaillon
Rechts am Hügel nun hinauf
Und dann geht es drum und drauf.
Alles wäre gut gegangen,
So wie wir es angefangen.
Da auf einmal hört man blasen,
Schimpfen, schreien, tosen rasen.
Das ist auf der braunen Mähr,
Dort der Herr Divisionär.
Was wir fürchten früh und spat
Jetzo die Besprechung naht.

Allen wird schon bang und bänger,
Die Besprechung lang und länger.
Und ein jeder denkt sich aus
Wie es schön schon wär zu Haus
Endlich heißt: „Die Herrn addio“
Jeder denkt sich: anche io.
Nun ist die Geschichte aus
Und wir reiten froh nach Haus.

Und die brave Artillerie
Jeder kühn und ein Genie
Wird gehätschelt und bewacht
Gibt drum niemals selber acht.
Manchmal wird sie abgefangen
Wie es gestern ihr ergangen,
Als der Reiterkommandant
Hohenlohe Prinz genannt
Ließ auf die Attacke blasen
Hat sie ihm eins naufgebrannt,
Auf wenig Schritt, das war genannt.
Doch der abgeschossene Zinken
Tat ihr nunmehr selber winken
Ist auch seither eingetroffen
Ohne Schaden, wie wir hoffen.

Und in Kollovar zu viert
Haben wir mal tarockiert.
Von der Hitze schon ganz matt
In dem schönen Zuckrasat.
Tisch und Bänke, rotes Tuch
Ward uns viere bald zum Fluch,
Denn in dieser Sommerhitze
Rann von uns alsbald die Schwitze.
Und als wir dann endlich gingen
Buben gleich aus Freude singen
Ähnlich sahn wir, s' war genannt
Pavianen ganz frappant
Denn auf unsern untern Rücken
Blieb das Rot des Tuches picken.

Ich hatte zu dieser Waffenübung zwei ausgezeichnete Pferde mit, einen Lasseer-Wallachen, namens „Antar“, den ich aus einem Fiaker ausgespannt hatte. Er hatte wunderbare Gänge und war nicht leicht anfangs zu reiten. Der andere war ein Kladruber-Wallach aus der dortigen Halbblutzucht. Sein Vater war ein Vollbluthengst, die Mutter eine importierte Anglo-Normännerstute „Bijou“ oder „Bijou 2“. Er war wegen Stützigkeit aus den Hofstallungen ausgemustert worden, von dem mir befreundeten Oberleutnant Millanic angekauft. Von letzterem erstand ich ihn. Er war ein wundervolles ausdauerndes Pferd, sprang wunderbar, aber nie ein Hindernis, das er gesprungen, zurück. Bei meinem Dienst als Ordonnanzoffizier manchmal unangenehm. So hatte ich einmal den Rittmeister Mariaszi eine Meldung zu überbringen. Er stand in der Ecke eines Hofes, wo soeben ein großer Baum gefällt worden war, der diagonal von einer Ecke zur anderen lag. Ich sprang über den Stamm und überbrachte meine Meldung. Nicht um die Welt wollte „Rollex“ zurückspringen, ich mußte schließlich durch die Baumkrone mühsam zurückkraxeln. Ohne Anstand sprang er wieder hinüber, und zurück das gleiche Manöver wie das erste Mal. Zusammen bildeten beide Pferde auch ein herrliches Zweigespann, das ich später meinem Vater überließ. Sie haben viele Jahre Dienst gemacht. Ich sah damals eine interessante Hochzeit eines heimischen Bauern. Er hatte zwölf Paar langhörnige Ochsen, also offenbar seinen ganzen Besitz, vor einem Wagen gespannt, in dem er thronte und zur Kirche fuhr. Auch sah man in dieser Gegend allerliebste kleine Ponnys, die um 20 bis 40 Gulden zu haben waren. Auf einem Marsche gesellte sich zu

uns ein berittener Zivilist, der Reserveoffizier war und ein kleines Gut in der Nähe hatte. Wir ritten an einem riesigen Schloß vorbei. Er erklärte, es gehöre einem Grafen Zichy, doch sei der Besitzer, der seit zehn Jahren Eigentümer sei, noch nie dagewesen. Bei einem dortigen Regiment waren eine Reihe rumänischer Offiziere, deren klassische schöne Gesichtszüge mir auffielen. Wo Bauernwirtschaften waren, stachen die sächsischen und ungarischen Betriebe vortheilhaft von den rumänischen ab.

Einer heiteren Episode will ich noch Erwähnung tun. Ein Rittmeister kam ewig nicht zum Abendessen, endlich erschien er und erklärte seine Verzögerung damit, daß er in einem verschwiegenen Holzhäuschen, von einem wildgewordenen Büffelstier belagert wurde. Erst als der Bauer nach Hause kam und den Stier in seinem Stall ankettete, konnte er sein wohlriechendes Gefängnis verlassen.

An einem sonst freien Manövertag war ein Probeshießen, mit neuen Kanonen oder Munition angesetzt. Auf einer Seite des Tales war das ganze Offizierkorps, mit zwei Exzellenzen an der Spitze, auf einer steilen, etwas sumpfigen Wiese versammelt. Hinter uns, etwas höher, stand die Artillerie mit ihren neuen Geschützen und Geschoßen. Der erste Schuß wird gelöst und landet ein paar hundert Schritte vor uns in der Wiese. Turmhoch spritzt das Sumpfwasser und der Dreck gegen Himmel. Ungeheure Aufregung bemächtigt sich der Exzellenzen und ihrer Pferde, während uns jüngeren Offizieren die Sache einen unbändigen Spaß machte. Was die Ursache war, haben wir nie erfahren, jedenfalls saß der zweite Schuß und alle weiteren programmgemäß in der markierten Batterie und „zermotschkerten“ sie.

Bei einer Übung resp. Manöver hielt ich zu Pferd beim General Gerstner und mußte konstatieren, daß die feindlichen Abteilungen immer näher heranrückten, während unsere Reserven noch schön in Deckung lagen. Kurz entschlossen salutierte ich und sprach: „Herr General ich melde gehorsamst, daß es höchste Zeit ist, unsere Reserven vorrücken zu lassen.“ Auf meine Worte hätte ihn bald vor Empörung der Schlag getroffen. „Was, mir, einem alten Generalstabsoffizier und General, will ein junger Reserveoffizier sagen, wann es Zeit ist, die Reserven vorrücken zu lassen.“ Bei der später folgenden Besprechung lobte die Exzellenz wohl die Gefechtsübung meines Generals, nur beanständete er am Schluß, daß er die Reserven nicht habe rechtzeitig vorrücken lassen. Die Übung war nämlich früher abgeblasen worden. Das war für mich ein kleiner Triumph. Gerstner ließ sich aber nicht unterkriegen und behauptete, daß es ganz unmöglich sei, daß der Feind gegen moderne Waffen, so schnell den Hügel heraufkommen konnte und tadelte das Verhalten des Manöverrichters. Seine Rechtfertigung wurde anerkannt und wir ritten befriedigt nach Hause.

General Gerstner liebte es, mir zu erzählen, wie er sich zweimal vor dem Zylinderhut gerettet hat. Es waren Manöver in Galizien. Er und sein Gegner hatten einen Fluß und eine Brücke zwischen sich. Der Feind hatte viel näher zur Brücke als wie er. Schnell entschlossen, versammelte er alle Kommandanten, der ihm unterstehenden Truppenteile, setzte sich mit den Herren in einen wilden Galopp und erreichte auf diese Weise die Brücke früher, als wie der Feind. Er verteilte dann die Kommandanten mit ihren Adjutanten und einigen mitgekommenen Pferdehaltern möglichst

auffällig, rechts und links von der Brücke, so daß die bald ankommenden feindlichen Patrouillen in den Glauben versetzt wurden, die ganze feindliche Macht halte schon die Brücke und Umgebung besetzt. Infolgedessen mußte der Gegner auf einen weit weg gelegenen Übergang zusteuern, und der Tag war für Gerstner gerettet. Ein andermal hatte er gräßlich umgeschmissen. Er sah sich schon in Graz in Zivil spazieren gehen, als ihm ein rettender Gedanke kam. Er hatte damals unter anderem im Stall ein springverrücktes Pferd, das bei jedem Gegenstand, den es für ein Hindernis ansah, dem Reiter sofort die Hand nahm und darüber sprang, ob sein Herr wollte oder nicht. Erzherzog Rainer hatte die Manöver geleitet und in ihm sah mein General die einzige Rettung. Er redete seinen Offizieren ein, daß an einem manöverfreien Tag ein großer Jagdritt arrangiert werden müsse, was auch geschah, da er besonders betonte, daß man seiner Kaiserlichen Hoheit kein größeres Vergnügen machen könnte. Im Verlaufe des Jagdrittes, Gerstner hatte seinen Springnarren bestiegen, kamen sie zu einer Bahnübersetzung, die von allen Reitern passiert wurde. Längst der Bahn waren gegen Schneverwehung hohe Schneewächten aufgestellt. Diese übten auf Gerstners Reittier eine riesige Anziehungskraft aus. Es nahm ihm die Hand, galoppierte quer über die Geleise und übersetzte mit einem guten Sprung die Schneeschutzwand. Er landete einige Längen vor dem Erzherzog, der ihn zu sich herwinkte und ihm sagte: „Ich habe nächste Woche Gelegenheit, bei Sr. Majestät in Audienz zu erscheinen. Ich werde ihm melden, daß er einen General hat, der so schneidig reitet, wie der jüngste Leutnant.“ Und wieder war

ein Jahr gerettet. Doch zurück nach Siebenbürgen. Am letzten Manövertage war unser Gegner ein ganz hervorragender Kopf und alle sagten das Ende der Laufbahn meines Generals voraus. Da stellte sich zum Glück ein starkes Unwohlsein mit Fieber ein, sodaß der Regimentsarzt Bettruhe verordnete. Ein neues Jahr war gerettet.

Ein Jugendfreund von mir, Oberleutnant Millanic, war ein guter Rennreiter und arbeitete im Winter mit seinen Pferden fleißig auf der Schule. So war es ihm, zum Beispiel, gelungen, den Vollblüter „Hagen“, einen großen Verbrecher der Rennbahn, vollkommen schulmäßig zuzureiten. Wieder auf den grünen Rasen gebracht, wurde er ein vorzügliches Hindernispferd, mit dem er schöne Preise gewann. Natürlich wurde er in das Reitlehrinstitut einberufen. Es war in jenem Sommer, wo der unvergleichliche Reitkünstler Fillis mit dem Zirkus Schumann in Wien weilte. Wir waren beide von dessen Leistungen schwer begeistert und kurz entschlossen setzte sich Millanic mit Fillis in Verbindung und nahm bei ihm Reitunterricht. Nach kurzer Zeit konnte er mir erzählen, daß Fillis ein fabelhafter Reitlehrer sei. Das ferner der berühmte Galopp auf drei Füßen nur so herausgeritten wurde, sodaß es ihm nach Fillis Anweisung nach kürzester Zeit gelungen sei, sein Chargepferd in dieser Gangart zu produzieren. Mir sagte er, es sei ganz einfach, man nimmt dem Pferd mit den inneren Tresenzügel den Fuß weg. Ich sagte Millanic: „Ich danke für die lichtvollen Ausführungen“, und war so klug als wie zuvor. Mein eigener Eindruck von dieser Gangart war, daß es ein Galopp auf den Hinterbeinen war. Auch der eine Fuß der den Boden berührte, trug nie das ganze

Körpergewicht des Tieres und der andere Fuß erreichte einfach den Boden nicht. Der Anblick des Pferdes in dieser Gangart war herrlich schön und erinnerte an das Pferd des wunderschönen Reiterstandbildes von Erzherzog Karl von Fernkorn. Das Pferd schien mir um so leichter zu arbeiten, je weiter der Reiter rückwärts für diese Übung saß, weil das Gewicht weniger hoch gehoben werden mußte. Obgenannter Oberleutnant Millanic ist leider kurz darauf bei einem Kirchturmrennen tödlich verunglückt, so daß er das von Fillis erlernte nicht mehr praktisch verwerten konnte.

Ich will noch eine Episode, die sich damals auf einer Wiener Reitschule abspielte, erwähnen. Im Tattersaal, im Prater, stand ein aus der Wiener Hofreitschule ausgemusterter Lipizzaner, der sich der Dressur der hohen Schule energisch widersetzte und ein unverbesserlicher Bocker und auch sonst ein gefährliches Pferd geworden war. Alle Stallmeister der Zivilreitschule hatten versucht ihn zu reiten, um ehebaldigst im Sande zu liegen. Der Hengst wurde nicht mehr bewegt und blieb in seinem Stalle stehen. Da kam eines Tages ein älterer Herr angefahren, sagte, er suche ein schönes Reitpferd, worauf man ihn durch die Stallungen führte. Bei obgenannten Schimmel blieb er stehen und sagte: „Der Schimmel gefällt mir, bitte führen Sie ihn hinaus.“ „Bitte den Hengst kann man nicht hinausführen, das ist ein gefährliches Tier“, erwiderten die Stallmeister. „Aber ich will ihn doch kaufen, bitte lassen Sie ihn satteln.“ Unter schweren Protesten der Stallmeister der Reitschule, die den Herrn warnten, den Hengsten reiten zu wollen, gelang es einigen Leuten doch, das Tier zu satteln und in die Reitschule zu führen. Mit einem Satz saß der alte Herr

oben und ließ sich nicht unterkriegen. Nach einer halben Stunde ging der Schimmel ganz manierlich. „Bitte machen Sie das Tor auf, das Pferd ist sehr gut, doch kaufe ich kein Pferd, das ich nicht im Freien geritten habe.“ Man warnte ihn, daß er nicht lebend nach Hause kommen werde, aber vergebens. Die Tore wurden geöffnet und Roß und Reiter verschwanden in den Praterauen. Nach eineinhalb Stunden kamen sie wieder zurück, und schon beim Hereinreiten in den Hof ertönte der Ruf: „Gekauft, gekauft, ist ein sehr gutes Pferd!“ (Der Preis war schon vor der Probe besprochen worden.) Der fremde Herr trat in die Kanzlei, zog seine Briefftasche und erlegte den Kaufpreis. Der Kassier erlaubte sich nun zu fragen, wen er als Käufer in seine Bücher eintragen könne. „Was Sie kennen mich nicht? Ich bin doch der Fillis.“

Die weitere Dressur dieses Schimmels, beschreibt der große Künstler in seinen Schriften. Der Hengst hatte solche Wutanfälle, daß er sich selbst in die Brust biss. Aber auch dieses Pferd war in kürzester Zeit manegereif und konnte im Zirkus produziert werden.

Erwähnen will ich hier noch eine Äußerung Fillis über die Traber. Er sagte, daß ein dreijähriger Traber, der ein Rennen gewann, eine viel größere und schwerere Leistung vollbracht habe, als ein in der hohen Schule gerittenes Pferd. Er schreibt, man könne Vollbluter ganz gut im Trabe trainieren, doch halten sie das Training meistens nicht aus und brechen nieder. Dagegen hat er wiederholt dreijährige Vollblüter in der hohen Schule produziert, ohne daß sie den geringsten Schaden an ihren Beinen genommen hätten. Fillis wäre wohl in Europa noch viel berühmter geworden, wenn er nicht dem ehrenvollen Rufe zum Kommandanten

des russischen Reitlehrinstitutes gefolgt wäre. Seine Methode hat sich in Rußland vortrefflich bewährt, so daß jährlich zehntausende Remonten, nach seinem System ausgebildet wurden. Als er nach vielen Jahren von dort schied, konnte er wohl kaum in die Manege zurückkehren. Daß er im hohen Alter unbeachtet in Paris starb, spricht nicht gegen ihn, sondern eher gegen die Neider seiner großen Kunst.

Alle unsere modernen Reitbücher schreiben kein Wort darüber, wie man einem Paßgeher, Doppelgeher, oder gar einem fünfgängigen Pferd (five gate horse), einen reinen Schritt beibringt. Auch weiß keiner dieser Gelehrten ein Mittel, wie man ein nach Hause zeppeles Pferd, von dieser Unart abbringen kann. Da ist der Stolzschritt, jene verpönte Gangart, die Fillis nur als Dressurmittel verwendete, die einzige Hilfe. Der Stolzschritt zwingt das Pferd zu einer reinen, diagonalen Bewegung und aus ihm heraus, kann man dann einen reinen Schritt oder Trab erreichen.

Auf einer Waffenübung hatte ich einen alten Kutscher und Reiter als Diener mit. Als ich mit meinem „Villan“, einem Kravarnsohn, in den Hof hinein ritt, kam er mir entgegen und sagte, er habe mit dem Wachtmeister um einen Gulden gewettet, daß ich über eine, im Hof stehenden Bank, gegen die Mauer springen werde, trotz des dort befindlichen Pflasters. Ich tat ihm den Gefallen und die Sache ging gut aus. Es war dasselbe Pferd, auf dem ich Teraingallops ohne Zügel vollführte.

Von dem Engländer „Squire“, der 18 Jahre in meinem Besitze war, will ich noch erwähnen, daß ihm eine enorme Trabfähigkeit innewohnte. In den langen Wintermonaten hatte ich ihn total zugeritten,

ein gutes Jagdpferd war er ja immer. Auf einem Jagdritt, den ich ausnahmsweise nicht selber führte, ließ ich ihn nicht angaloppieren, sondern hielt ihn im Trab. Das Tempo wurde immer schneller, er entdeckte scheinbar das Norfolkblut in seinen Adern, ich konnte ihn nicht mehr einspringen und blieb im Trab. Ich mußte ihn ganz zurücknehmen, um angaloppieren zu können. Dieses „Nichteinspringenkönnen“ aus schnellstem Tempo, ist mir sonst nur bei russischen und amerikanischen Trabern vorgekommen.

Alte Freunde des Hauses.

Eine meiner frühesten Jugenderinnerungen, ist die des Pfarrers Grundl von Groß-Jedlersdorf. Er kam zu den wöchentlichen Kegelpartien meines Vaters und hält heute noch einen Bahnrekord mit zwei mal alle Neun, mit dem dritten Schub, sieben Kegel. Er war auch mein Religionslehrer und habe ich ihn in dieser Eigenschaft in angenehmster Erinnerung. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Kapitel „Skrupelsucht“, die er als ein großes Unglück bezeichnete. Man müsse vor seinem eigenen Gewissen als ganzer Kerl bestehen können und solle sich nicht damit abquälen, ob man mit irgend einer höheren Anordnung vielleicht im Widerspruch geraten sei. Ich habe auch meine erste Beichte bei ihm abgelegt und die erste Kommunion durch ihn empfangen. Er war später Pfarrer in Lichtenthal. Sehr gut verstand er sich mit meiner Großmutter Marceline Mautner Markhof, wobei er auch seinen Witz sprühen ließ. So soll er ihr einmal gesagt haben: „Ich bin so ein geschickter Pfarrer und kann alle Teufel austreiben, nur das verflixte Hämorrhoidal-Teufelchen kann ich nicht austreiben.“ Als meine liebe Großmutter in den achtziger Jahren starb, ließ er es sich nicht nehmen, obwohl es nicht seine Pfarre war, die Einsegnung vorzunehmen. Ich werde ihm stets ein liebevolles Andenken bewahren.

Ein guter und lieber Freund meines Vaters, dem ich trotz des hohen Altersunterschiedes sehr zugetan war, war der Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Piffil, ein

Verwandter des späteren Erzbischofs gleichen Namens. Er war ein lebendes Konversationslexikon und besaß ein umfassendes Wissen auf vielen Gebieten der Kunst und Wissenschaft. Eine Reihe von berühmten Schriftstellern und Gelehrten gehörten zu seinem Kreise. Er hatte mich auch einmal in eine solche Gesellschaft eingeführt. Es war für mich ein genußreicher Abend, besonders ein Historiker und ein Mediziner erweckten mein Interesse. Ersterer erklärte mir, daß die süd-amerikanischen Staaten mit ihren Staatsbeamten, wegen ihrer Moral, große Schwierigkeiten hätten. Da wäre die Idee aufgetaucht, Mitglieder von Familien, die einige Generationen gaunerfrei nachweisen können und sich irgend welche Verdienste um den Staat erworben hätten, in den Adelsstand zu erheben und so eine neue Gruppe von Menschen zu schaffen, um aus diesen die verantwortlichen Machthaber resp. Staatsdiener zu ernennen. Doch wurde diese Idee wieder fallen gelassen. Der Mediziner erklärte mir die ganz neue Serumtherapie. War einer dieser beiden nicht anwesend, so sprachen mir die anderen immer ihr Bedauern aus, daß ich den langweiligen Quatsch habe anhören müssen. Ich protestierte lebhaft, da mich alles sehr interessierte. Nur die Güte des Tiroler Weines, die Sache spielte sich vor ungefähr 50 Jahren in Meran ab, und die Persönlichkeit Piffils hielt sie zusammen. Ein ganz prächtiger Mensch war auch Baron Otto Wächter. Er war jahrelang Kompagnon meines Vaters in der Malzfabrik. Er wohnte in der Währingerstraße und kam täglich in seinem Dogcart, gewöhnlich selbst kutschierend, angefahren. Er hatte einmal einen berühmten Schimmel, einen Norfolk, mit dem er, wenn es sein mußte, in 17 Minuten in die Währingerstraße

fahren konnte. Dieses Pferd gewann auch einmal ein Trabreiten und wurde dann für den König Ludwig II. von Bayern, der sich ein schnelltrabendes Reitpferd gewünscht hatte, angekauft. Oft kam er auch angeritten, dann litt aber meistens der Bürodienst, denn mein Vater stieg auch zu Pferd und sie machten dann einen wilden Galopp nach Spillern, wo sie eine Jagd gepachtet hatten. Sie waren beide sehr gut beritten und haben einmal einen Herrn, der sich rühmte, in England Jagden geritten zu haben und gleichzeitig bedauerte, sich hier nie ordentlich ausgaloppieren zu können, mit einem wilden Galopp bis zur Jagdhütte in Spillern, derart außer Kurs gesetzt, daß er halbtot in den Großvaterstuhl ^{des} vom Försters fiel und die projektierte Jagd nicht mitmachen konnte. Otto Wächter war aktiver Offizier gewesen und konnte auch hohe Schule reiten. Ich erinnere mich heute noch, wie er einmal auf einem Goldfuchsen angeritten kam und im Hofe passagierte. Er und sein Vater hätten gerne eine Heirat zwischen mir und seiner Tochter Hedy gesehen. So lud er mich einmal auf eine Hochwildjagd ein und nachher wurde ich in Weidhofen a. d. Ybbs, wo seine Töchter sich befanden, abgesetzt. Ich habe mich mit den zwei schönen Schwestern zwar herrlich unterhalten, aber verliebt habe ich mich nicht. Als ich ein paar Tage später in der Bergstraße in Baden angefahren kam, saßen die beiden Freunde und Väter auf einer Bank und sagten zueinander: „Ujeh da ist nix, sonst wär er nicht schon heute wieder hier.“ Ich hätte nämlich länger bleiben sollen. Erst viel später erfuhr ich von dem Komplott der Elterlichkeiten. Otto Wächter war auch damals Komiteemitglied des neuen Wiener Trabrennvereines und spendete demselben die

erste feuersichere Kassa. Auf dieser ist noch heute zu lesen:

„Ich spende diesen alten, doch feuersich'ren Schrein,
Die Direktion mög' walten, daß immer etwas drein.“

Er hatte noch später die Freude, ein paar Zweispännerfahren gewinnen zu können. Erzherzog Rainer, dessen Adjutant er einmal gewesen, blieb ihm immer wohlgeneigt und stieg auch einmal zu ihm auf den Kutschierwagen, als er erstklassige Renntreiber eingespannt hatte und ließ sich im rasenden Tempo zur Krainerhütte fahren. Über und über mit Straßenschmutz bespritzt, brachte er den Erzherzog in seine Villa zurück. Der Kammerdiener war sprachlos. Er und die Tante besaßen einmal ein Gut in Hotkoff in Böhmen. Da brach die Cholera aus. Täglich lagen Leichen vor ihrer Türe und sie mußten für die Beerdigung Sorge tragen. Alles hat einmal ein Ende und so ging auch diese Zeit vorüber, ohne daß sie erkrankt wären. Nun galt es, den Besitz wieder herzurichten. Es war ein Vieh- und Pferdemarkt in der Nähe und der Onkel fuhr hin, um Milchkühe zu kaufen. Leider waren auf dem Markt auch hervorragende Pferde aufgetrieben und der Onkel kam mit acht Remonten, aber ohne Milchkühe nach Hause. Das alte Kavalleristenblut hatte über die Landwirtschaft gesiegt. Daß er die Pferde fabelhaft zugeritten und eingefahren haben wird, darüber besteht kein Zweifel, ebenso, daß deutsche Händler sie ihm zu guten Preisen abgenommen haben. Mit einem Paar soll er in unglaublich kurzer Zeit von Hotkoff nach Wien gefahren sein. Hotkoff war zur Hälfte abgebrannt, die Versicherungsbeamten waren gekommen, aber der Herr Baron war nirgends zu

finden, bis man erfuhr, daß der Jäger gekommen sei und gemeldet habe, daß der starke heimliche Bock, irgendwo in den Feldern stehe. Da konnte er nicht widerstehen und war mit seinem Kugelstutzen hinausgegangen. Nun mußte die Tante alles allein erledigen, was sie bei ihrer Tüchtigkeit auch bestens besorgte. Als wir die Brauerei gründeten, hat er meinem Vater ein nettes Bild von sich mit folgenden Versen gegeben:

Wir haben lange Zeit hindurch
Es so gehalten im Leben,
's hat einer für den andern gern
Sein Bestes hergegeben!

Den stärksten Bock hast du bei mir
In Spillern einst geschossen,
Heut' reichst du mir St. Georgs-Bier,
Hab' bess' res nie gesoffen.

Glaub' mir, mein Urteil ist ganz gut,
War nie ein Kostverächter,
Die Ferd, Zigarren und das Bier,
Die kennt dein alter Wächter!

Seinem lieben Schwager Georg, 1893.

Ein ganz prächtiger Mensch war auch noch ein anderer Schwager meines Vaters, Professor Dr. Theodor Oppolzer. Von ihm ging ein sympathisches Fluidium aus, daß jeder, der mit ihm in Berührung kam, gefangen genommen war. Er war ein Sohn des berühmten Mediziners gleichen Namens, der schon meinen Vater als neunjährigen Buben mit einer Kniegelenksentzündung kuriert hatte. Also auch schon ein alter Bekannter meiner Familie war. Sein Sohn Theodor

hatte auf Wunsch seines Vaters Medizin studiert, seine ganze Seele hing aber an der Astronomie. Er war ein großartiger Mathematiker, die Logarithmenzahlen kannte er auswendig und hatte schon lange, bevor er sein medizinisches Doktorat machte, eine Reihe interessanter astronomischer Arbeiten veröffentlicht. So wurde er, kurz nachdem er Dr. med. geworden war, zum ordentlichen Professor der Astronomie an der Wiener Universität ernannt. In seinem Haus haben mein Bruder Otto und ich gerne und oft gewelt, mit seinen Kindern verband uns eine innige Freundschaft. Sein Sohn Egon war ebenfalls Astronom und mit 28 Jahren Universitäts-Professor. So wie sein Vater, starb auch er viel zu früh und hinterließ eine Tochter und sechs Söhne. Sein Sohn Robert ist heute schon ein anerkannter Chirurg von großem Können.

Von lieben Angestellten und Arbeitern.

Es war im Jahre 1866, zur Zeit des unglücklichen Bruderkrieges. Unsere Heere waren geschlagen und man erwartete den Einmarsch der Preußen. Schon vorher hatte mein Vater, meine Mutter und meine Schwester Mitzi, zur Großmutter Bieler geschickt. Die Betriebe standen und mein Vater war allein mit seinem Diener Zappletal zurückgeblieben. Onkel Willner hatte seinem Schwager einen Schwimmgürtel geschickt, um über die Donau zu schwimmen, da die Brücken gesperrt waren. Georg Heinrich dachte natürlich nicht daran und harpte mit seinem Diener aus. Zappletal war eine gute und treue Seele und ist in Pension gestorben.

Einer der liebsten und besten Menschen, war der im Ruhestand hochbetagt hier verstorbene Direktor Max Rokita. Im Anfang der achtziger Jahre war er bei uns eingetreten und stets ein Muster der Pflichterfüllung. Er hatte auch immer ein gutes Herz für die Arbeiterschaft und war sehr beliebt. Wir haben auch sehr viel Kegel und Tarock mit ihm gespielt. Ich habe einmal mit ihm, von Naßwald aus, die Rax bestiegen und war er mir von dem Tag an, noch lieber als früher.

Eine treue Seele war auch Herr Schweeger, er war ein sehr guter Gersteneinkäufer und von großem Fleiß. Er lebt noch hochbetagt im Ruhestand. Die Hauptkassa beherrschten durch viele, viele Jahre die zwei Schwestern Melnizkys. Sie haben ihren Platz vortrefflich ausgefüllt und der ganzen Familie immer größte Sympathie eingeflößt. Sie waren Töchter des

Bildhauers Melnizky. Auch sie leben hochbetagt, noch heute im Ruhestand. Direktor Paul Weiss, langjähriger Bierkassier und späterer Direktor, hat sich auch große Verdienste erworben. Er war auch ein großer Bilderfreund und Musikliebhaber. Ich habe mit ihm auch viele heitere Jagdtage verlebt. Auch er lebt im Ruhestand.

Braumeister Geisler, den ich vom Brauerburschen zum Braumeister machte, war mir auch ein wertvoller Mitarbeiter.

Einen ehemaligen Arbeiter erwähne ich vor allem, unseren einstigen Preßhefebinder Kaubek. Wie schon an anderer Stelle erwähnt, haben wir bei ihm die Stöcke für das Stockspiel geschnitzt. Er war ein braver Familienvater und hat seine Kinder ausgezeichnet erzogen, so daß dieselben alle in bürgerliche Stellungen aufrücken konnten.

Da war auch noch der Vorarbeiter Perka (Berger), dann die Brenner Dworzak, Armada, Kuba, der Heizer Prohaska und noch viele andere. Ich bewahre noch eine ganze Reihe guter und liebevoller Menschen in freundlicher Erinnerung. Ein Original war meines Vaters persönlicher Diener Schreierl. Er hatte ihn aus dem Arbeiterstande zu seinem persönlichen Diener gemacht, wo er sich trefflich bewährte. Wenn mein Vater abgereist war, steckte er sich eine große Virginia an, stellte sich mitten in den Hof und sagte: „Ich bin der Kammerdiener vom Herrn.“ Als mein Vater gestorben war, war er noch einige Jahre Kanzleidiener. Die oben erwähnten Fräuleins Melnizkys sagten ihm einmal: „Aber Herr Schreierl, Sie waren doch früher immer so nett und jetzt schauen Sie immer so ungewaschen aus.“ Worauf er entgegnete: „Ich habe mich so viele Jahre gut waschen müssen (woran einesteils

seine verstorbene Frau, anderenteils mein Vater schuld war), so daß ich mich jetzt einmal erholen und nicht waschen will.“ Dann war noch der alte Kutscher Stingl. Er war einmal Stallpage und später durch viele Jahre hindurch, ein sehr verlässlicher Kutscher meines Vaters. Das kam so. Wir waren eingeladen und der alte Kutscher hätte uns abholen sollen. Letzterer war aber so besoffen, daß er den Bock nicht besteigen konnte. Da setzte sich eben Stingl auf und holte uns ab. Stingl war dadurch bemerkenswert, daß er nie einen schmutzigen Wagen bis zum Morgen stehen ließ, sondern ihn immer sofort wusch. Er sagte immer, daß abgesehen davon, daß es für die Lackierung des Wagens besser sei, man dadurch Zeit gewinne, um die Pferde zu wassern. Er hatte eine brave Frau und setzte jährlich ein Kind in die Welt. Um nicht wieder in die Hoffnung zu kommen, ließ sie ihren letzten Buben vier Jahre lang an der Brust trinken und unterhielt es die Leute sehr, wenn der „Lauser“ dahergesprungen kam, ihr die Bluse aufriß und sich sein „Gabelfrühstück“ holte. Die Leute fragten sie, ob sie sich denn nicht fürchte, daß der Bub sie beiße. Sie sagte, daß habe er einmal getan, aber da habe sie ihn so verhaut, daß der Bub jetzt aufpasse. Als Stingl als alter Mann im Sterben lag, der Doktor hatte gesagt, daß er den Abend nicht mehr erleben werde, besuchte ich ihn. Er lag im Bett, sprach munter über alles, dann kam seine Frau herein. Er entschuldigte sich, sprang aus dem Bett, ging zum Waschtisch und ließ sich von seiner Frau den Oberkörper waschen, dann stieg er wieder in das Bett. Da kam gerade der Doktor und ich ging. Einige Stunden später war er tot.

Von anständigen und unanständigen Menschen.

Wie in einem früheren Absatze erwähnt, hatte ich die Verarbeitung von Heidekorn (Buchweizen) eingeführt. Um mir das nötige Quantum zu sichern, ritt ich in das Marchfeld und erkundigte mich nach lagernden Vorräten in dieser Ware. Da kam ich auch nach Deutsch-Wagram zu einem kleinen Händler, dessen Namen ich leider vergessen habe. Ich kaufte ihm zehn Waggon zum Preise von zirka acht Gulden per Meterzentner ab. Er sagte, er habe das nicht vorrätig, er werde es sich aber schon zusammensuchen und bestens liefern. Von einem Bauern aus dieser Gegend, hörte ich einige Tage später, daß der Händler schwer an Typhus erkrankt sei. Die Verwendung des Buchweizens war natürlich nicht geheim geblieben, alle anderen Preßhefefabriken suchten sich auch Heidekorn zu verschaffen und so stieg der Preis von acht auf elf Gulden. Als der Mann endlich genesen war, suchte er mich auf und entschuldigte sich, daß er infolge seiner Krankheit nicht liefern konnte. Ich sagte ihm, daß ich ihn von der Erfüllung des Schlusses befreie, aber da wurde er ganz erregt und sagte: „Sagen Sie das nicht, mein Vater würde sich im Grabe umdrehen, was ich verkauft habe, werde ich auch liefern.“ Der Buchweizen wurde in tadelloser Qualität geliefert, obwohl dies dem Verkäufer einen Verlust von mehreren Tausend Gulden einbrachte. Der Mann ist schon lange gestorben. Ehre seinem Andenken.

Und nun einer von einer anderen Sorte. Er war ein Großbauer und Wiener Gemeinderat. Ein Einkäufer

von mir, fuhr im Marchfeld herum, um Braugerste zu kaufen. Er kam auch zu diesem Großbauer, mit dem er seinerzeit in die Schule gegangen war und ihn dutzte. Er fragte ihn nach der Gerste, worauf ihm dieser sagte: „Du kennst Dich so aus, schau Dir die Gerste am Boden an.“ Da er mehr, als den von mir bewilligten Höchstpreis verlangte, konnte er sie nicht kaufen. Der Bauer ersuchte nun meinen Einkäufer, mir die Ware vorzulegen, da ich für eine so prima Gerste sicher einen höheren Preis zahlen werde, was auch geschah. Zu liefern versuchte er eine total dumpfe, für Brauzwecke nicht geeignete Gerste, die ich natürlich zurückstieß. Er hatte die Unverschämtheit, auf Übernahme zu klagen, mit der Begründung, daß mein Angestellter das Muster gezogen habe. Es war ein Trick von ihm gewesen, das Muster nicht selber zu ziehen. Bei Gericht bekam er natürlich unrecht.

Auf der Landstraße hatten wir einen Kassier, der in der christlichsozialen Partei eine Rolle spielte und ein persönlicher Freund von Dr. Lueger war. Wenn ich Gelegenheit hatte, mit dem großen Bürgermeister zusammenzukommen, erkundigte er sich immer nach unserem Vertreter. Am alljährlichen Ball der Stadt Wien, wurde außer dem Wiener Bier, unser St. Georgs-Bier ausgeschenkt. Als wir einmal zu Neujahr allen unseren Kunden Kontoauszüge schickten, meldeten sich einige große Kunden sofort und beschwerten sich, daß sie nach den Kontoauszügen noch eine Menge Geld schuldig sein sollten, während sie doch alle bei Heller und Pfennig gezahlt hätten. Eine sofortige Revision ergab den Diebstahl von über 20.000 Gulden. M. wurde sofort seines Postens enthoben und alle Wirte durch ein Rundschreiben benachrichtigt, daß er wegen

Unregelmäßigkeiten entlassen sei, und ein anderer Kassier mit der Betreuung der Kundschaft beauftragt wurde. Interessant war, daß er seine Parteistellen behielt. Am Ball der Stadt Wien aber, wurde kein St. Georgs-Bier mehr ausgeschenkt. Lueger sagte mir einmal, als wir weit über Mitternacht noch beisammen waren: „Ich habe reine Hände, aber für manche um mich, kann ich nicht einstehen.“

1. Bild.

1848. Georg Heinrich, mein Vater, damals ein achtjähriger Junge, ging abends mit seinem Vater Adolf Ignaz an den Ufern des Wiener Neustädter-Kanals, in der Nähe des St. Marxer Linienamtes, spazieren. Ein entgegenkommender Arbeiter grüßte meinen Großvater. Adolf Ignaz hielt ihn an und fragte ihn, was es in Wien Neues gibt. „No nit viel, aber den Latour haben sie heut aufgehängt, da schauns her,“ greift in die Tasche und zieht einen Tuchfetzen heraus, „das ist ein Stück von seinem Mantel.“

2. Bild.

Ort, St. Marxer Brauhaus. Rumorende Volksmenge im Brauhausthof. Rufe: „Wir wollen den Braumeister sprechen.“ Mein Großvater erschien in der Türe und ging auf den Sprecher zu. „Allstan, wir ham unser Lager am Erdberg und brauchen ein Bier, der Währinger Braumeister hat uns 15 Fasseln gebn, Sie wern uns auch nicht weniger zukommen lassen.“ Dabei packte er meinen Großvater am Arm und schob ihn gegen den Keller. Und schon hatte er eine „Mordstrummwatschen“, daß er nur so taumelte. Die Großmutter und die Kinder, die zusahen, glaubten, nun komme ein Unheil. „Geschieht Dir schon recht“, tönte es aus der Menge, „so spricht man nicht mit dem Herrn Mautner, der eh weiß, was recht ist.“ Mein Großvater sagte nur: „Abzwingen lasse ich mir nichts, aber gehts in Euer Lager, ich werd Euch schon was schicken.“ Und sie gingen. Etwas weniger als von Währing haben sie auch bekommen.

3. Bild.

Jelacic und seine Truppen lagen vor der St. Marxer Linie. Onkel Karl, meines Vaters ältester Bruder, bestieg den höchsten Rauchfang, stellt sich gerade auf und schaut hinüber. Jelacic schickte die Botschaft: „Wenn der Junge nicht sofort herabsteigt, wird er abgeschossen.“ Angenehme Botschaft für meinen Großvater. Er formte die Hände zu einem Trichter und rief: „Karlitschku komm herunter.“ Und er kam, wieder blühte der „Watschenbaum“, ja „Tachteln“ waren damals billig.

4. Bild.

Ein General und sein Adjutant kamen in den Brauhausthof geritten und wollten den Herrn Braumeister sprechen. Mein Großvater trat aus der Türe und da keine Ordonnanzen mitkamen, hielt ein Brauhausbediensteter die Pferde und die Herren verschwanden im Büro. Und schon waren Karl und Ludwig, die ältesten Brüder meines Vaters, aufgetaucht, und lügten dem haltenden Burschen vor: „Der Herr General läßt sagen, wir dürfen auf den Pferden spazieren reiten.“ Schon saßen sie im Sattel und trabten davon. Man stelle sich meinen armen Großvater vor, als er mit den Offizieren in den Hof trat und vom Burschen die Nachricht kam: „Ich bitte die jungen Herren haben gesagt, daß der Herr General erlaubt habe, daß die jungen Herren etwas spazieren reiten.“ Da kamen die Buben auch schon zurück, der General machte kein Wesen von der Sache. Die Abrechnung zwischen Vater und Söhnen, bleibt der Fantasie der Leser überlassen.

5. Bild.

Die Zeiten waren unruhig. Der Großvater schickte die Großmutter und die jüngeren Geschwister, darunter mein Vater, mittelst Landauer (viersitziger Wagen mit zwei Pferden) nach Smirsitz in Böhmen zu Verwandten. Im Wagen war eine Reihe von Salamistangen verstaut. So oft ein Trupp Leute den Wagen anhielt, reichte meine Großmutter eine Wurststange hinaus, worauf sie grüßten und gute Reise wünschten. In Böhmen traf der kleine Georg seinen gleichaltrigen Vetter Albrecht, mit dem er allerhand Allotria trieb. Es war dort eigene Landwirtschaft: Selbstgegrabene Erdäpfel, auf selbstgemachtem Feuer, mit selbstgemolkener Milch, in alten mitgenommenen „Häfen“ zu Kartoffelpüree verkochen und verzehren war ein Hauptvergnügen. Kein Wunder, daß, als mein Großvater meinem Vater einmal sagte, wenn er in Wien nicht vorwärts komme, so würde er mit seiner Familie nach Amerika auswandern, Georg sich nichts mehr wünschte, als letzteren Fall. Er sah sich schon, Riesenbäume fällen, mit den Cowboys um die Wette reiten und die Rinder in die Krals treiben und was eben sonst die Fantasie eines Buben zu reizen vermag. Selbstverständlich lief er den ganzen Tag bloßfüßig herum und sein größter Stolz war, als er nach Wien heimkam, den Geschwistern zu zeigen, daß er mit nackten Beinen gegen die Stoppeln laufen könne, ohne sich zu ritzen.

6. Bild.

Großvater hatte fleißig in der Bürgergarde mit riesigem Lackzylinder exerziert und auch im zivilen Leben in und um St. Marx Ruhe und Ordnung aufrecht

erhalten. Als sich die Gemüter beruhigt hatten, bekam mein Vater aus dem Lackzylinder ein Paar hohe Stiefel, worauf er sich riesig freute, leider waren sie zu klein. Eine hohe Auszeichnung wurde meinem Großvater damals zu Teil. Der jugendliche Kaiser Franz Josef wünschte den Mann, der in Revolutionszeiten so trefflich Ruhe und Ordnung zu wahren wußte, näher kennen zu lernen, begab sich nach St. Marx und ließ sich von meinem Großvater herumführen. Da ereignete sich ein unangenehmer Zwischenfall. Aus einem oberen Stockwerk öffnete sich ein Fenster und ein Bündel staubiger Säcke wurde in den Hof geworfen, nicht weit von Sr. Majestät. Der Kaiser zuckte, kaum merklich, zusammen, aber es war ihm die Lust zu weiterer Besichtigung vergangen, doch blieb er stets meinem Ahnen wohlgesinnt, bestellte ihn zum Pächter der kaiserlichen Besitzungen um Göding und erhob ihn in den Ritterstand mit dem Prädikate Markhof.

7. Bild.

Warum war mein Großvater bei den Arbeitern so beliebt? Er hatte viel Gefühl für Menschenwürde. Als er in die Brauindustrie eintrat, hießen die Gehilfen Brauknecht, Brauknechtsknecht und Brauknechtsknechtsknecht. Er sagte, es gibt keine Knechte und erfand die Bezeichnungen, die bis auf den heutigen Tag in Geltung sind. Brauführer, Gärführer, Kellermeister, Biersieder, Mälzer, Obermälzer, Brauerbur-schen etc. Er hatte viel Sinn für Wohltätigkeit, und Dankbarkeit für geleistete Dienste. Auch Schreiber dieses, zählte noch Jahrzehnte nach seinem Heimgang

in seinem Namen Pensionen aus. Adolf Ignaz wurde zum lebenslänglichen Schiedsrichter in allen Streitigkeiten zwischen Arbeitnehmern und Arbeitsgebern von Ersteren gewählt.

8. Bild.

1809 Napoleon in Wien und Böhmen. Bei meinen Urgroßeltern in Smirzitz ist ein französischer General eingemietet. Niemand kann mit ihm reden, er hat die Adjutanten weggeschickt und sitzt scheinbar gelangweilt in der guten Stube. Da nimmt der achtjährige Adolf Ignaz ein Schachbrett, stellt es vor den General und spielt mit ihm stundenlang Schach, das der frühreife Junge schon gut beherrscht. Es ging damals die Legende, daß Napoleon gesagt haben soll: „Im Jahre neun ist ganz Böhmerland mein.“ Meines Wissens konnte der große Korse kein Wort Deutsch. Einen heimkehrenden Invaliden, der mit den Franzosen im Kampfe gestanden, frug der Knabe, wie die Franzosen kämpfen. Er sagte: „Oh sie stechen furchtbar mit den Bajonetten, aber wenn man das Gewehr umdreht und ihnen mit dem Gewehrkolben tüchtig auf den Schädel haut, dann geben sie es gleich billiger.“ Der Urgroßvater war Pächter der Brennerei, Okonomie und eines Kaufladens des dortigen Großgrundbesitzes. Die Urgroßmutter stand täglich um halb zwei Uhr nachts auf und kochte das Frühstück für die Viehmelker. Leicht war das Leben damals nicht. Adolf Ignaz war ein lieber, guter Sohn und trachtete seiner Mutter das Leben zu erleichtern und trug ihr an, für sie einkaufen zu gehen. Einmal kam er sehr stolz mit einer Riesengans um einen lächerlichen Preis nach Hause. Essen

konnte sie Niemand, denn sie war hart wie Leder und dürfte eine 20jährige Zuchtgans gewesen sein. Es waren einige Brüder, Adolf Ignaz einer der jüngsten; eine Weile war auch ein Hofmeister da. Als in der Landwirtschaft, gerade die Pferde weniger gebraucht wurden, machten die Buben mit dem Hofmeister einen großen Ritt. Irgendwo gab es Stockfische zu kaufen und der Hofmeister erstand sich einen. Als sich sein Pferd plötzlich stützig meldete, ergriff er den Stockfisch und benützte ihn, zum allgemeinen Gaudium, als Reitstock. Er wurde später viel damit gehänselt. Als Jüngling nahm mein Großvater eine Stellung an und mußte allwöchentlich, zwecks Zahlungen, in einen Nachbarort fahren. Er hatte dazu ein gutes Pferd, doch war er zu traurig, daß er fahren und nicht reiten sollte. Sein Chef willfahrte einer diesbezüglichen Bitte und er durfte von nun an reiten, natürlich benützte er nicht die Straße, sondern ritt querfeldein. Da war ein Bächlein, das wollte er springen, das Pferd war aber anderer Ansicht. Schließlich schnitt er sich von der am Bach wachsenden Weide eine feste Rute ab, ritt im Galopp an den Bach an und mit einigen kräftigen Hieben waren sie drüben. Der Weg über den Bach machte weiter keine Schwierigkeiten mehr und wurde stets künftig gewählt. Später verließ Adolf Ignaz diese Stellung und machte sich auf die Wanderschaft. Er stieß auf eine Pottaschesiederei, die aber nicht rentabel war und wie er hörte, demnächst außer Betrieb kommen sollte. Er sah sich die Sache an, da standen viele Pfannen nebeneinander und wurden unter riesiger Brennmaterialverschwendung zum Kochen gebracht. Er meldete sich beim Besitzer und entwarf seinen Plan. Die Pfannen sind an dem vorhandenen Hügel

übereinander anzubringen, ein gemauerter Feuergang führt von der untersten zur obersten Pfanne, gefeuert wird nur unten, die Lauge wird mit Ochsenfuhrwerk zur obersten Pfanne geführt und von da nach Vorwärmung immer in die untere abgelassen. Die Ausführung wurde ihm übertragen, die Sache bewährte sich glänzend und er wurde als Verwalter angestellt. Er war selig. Doch da fiel es ihm schwer aufs Herz, was ist mit dem bisherigen Verwalter, der Mann hat doch Frau und Kinder. Der Arme sollte entlassen werden. Schnell entschlossen ging Adolf Ignaz zum Chef, versprach ihm, den alten Verwalter bestens einzuführen und bat um seine Entlassung. Mit Segenswünschen der Verwalterfamilie zog er fröhlich von dannen.

9. Bild.

Der Urgroßvater ist gestorben, rührend betreut und gepflegt von Adolf Ignaz. Er hatte stets Mittag und abends ein Glas Bier getrunken und sich wohl befunden, bis ihm der Doktor die kleine Lebensfreude untersagte, was auch den raschen Verfall der Kräfte zur Folge hatte. Adolf Ignaz übernahm die Brennerei und das Kaufhaus und etwas später auch eine Brauereipachtung. Arbeit und Sorgen gab es genug und zu wenig Geld war auch im Betrieb. Da schrieb er einem lieben Onkel und siehe da, dieser schickte einen Haufen Geld und einen Brief durch zwei Bauern. „Die Bauern sind ehrlich, ich hatte keine Zeit das Geld zu zählen, tue Du es und mache gute Geschäfte.“ Ein anderer Onkel war nicht so lieb, er hatte ihn gebeten, da derselbe ein gewiegter Bierbrauer war, zum ersten

Gebräu zu kommen, Adolf Ignaz war wohl schon ein geübter Brauer, aber selbständig gebraut hatte er noch nicht. Der Onkel kam nicht, er fürchtete wohl die beginnende Konkurrenz. Trotzdem war das Bier bald das beste in der ganzen Gegend, es bekam einen solchen Ruf, daß die Abnehmer auf die Zustellung verzichteten und es selbst im Brauhaus holten, um nur ja eines zu bekommen und auch schließlich einen Überpreis von zwei Gulden bezahlten. Einer Vergrößerung der Braustätte dürften unüberwindliche Schwierigkeiten im Wege gestanden sein. Damals ist die erste Grundlage des Familienvermögens gelegt worden. Mit 32 Jahren hat der Großvater geheiratet. Marcelline war zehn Jahre jünger und schenkte ihm zehn gesunde Kinder, vier Buben und sechs Mädeln. Die Ehe war überaus glücklich und reichte bis über die goldene Hochzeit. Derzeit leben 245 leibliche eheliche Nachkommen, davon keine zwei Dutzend Mautner Markhofs, die anderen nach den Töchtern nunmehr in viele Familien und Nationen geteilt.

10. Bild.

Der Wirkungskreis in Smirsitz genügte Adolf Ignaz nicht mehr, er übergab alle seine Geschäfte seinem Bruder Malburg, besuchte Budapest, wo eine große Überschwemmung Verheerungen anrichtete, begab sich nach Wien und pachtete das St. Marxer Brauhaus von der Gemeinde Wien. Es waren vier Pächter darauf zugrunde gegangen, es war eine riskante Sache. Sein Vermögen betrug damals 65.000 Gulden. Anfangs ging die Sache ganz gut, dann kamen unerklärliche Störungen in die Gärung, Bier verdarb, Kundschaft ging verloren

und das Vermögen schwand auf die Hälfte. Die hölzernen Kühler waren der Infektionsherd gewesen, mit ihrer Erneuerung und bei sonstiger größter Sauberkeit war die Gefahr gebannt und es begann der Aufstieg. In diese Zeit fiel die Änderung des Geschmacks von obergärrigem Bier in untergärriges. Das obergärrige Bier wurde warm vergoren, wie heute noch das englische Bier und trieb die Bierhefe als dicken Schaum an die Oberfläche der GefäÙe, wo sie abgeschöpft, gewaschen und als Bäckerhefe verwendet wurde. Mit Einführung der kalten Gärung setzte sich die Hefe am Boden der Bottiche ab, konnte natürlich nach Ablassen des Bieres gewonnen werden, hatte aber nur eine minimale Triebkraft, so daß die Bäcker ihr beliebtes Weißgebäck nicht erzeugen konnten. Es war nun Aufgabe der Industrie, ein billiges Nährmittel zu finden, in dem man die obergärrige Bierhefe weiterzüchten konnte. Das gelang in Norddeutschland mit einer Maische aus Gerstenmalz und Korn. Adolf hatte davon schon gehört und die feste Absicht eine solche Fabrikation einzuführen. Da klopfte eines schönen Tages ein junger Chemiker namens Julius Reininghaus aus Westfalen an die Türe seines Büros, trat nach einem nicht sehr freundlichen „Herein“ ein und legte in wenigen Worten dar, daß er die Hefeherzeugung aus Roggen und Malz in Deutschland gesehen habe, und wie er glaube, auch hier durchführen könne. Ein kleiner Vertrag war bald abgeschlossen und Julius machte sich an die Arbeit. Es ging nicht, es entstand nur eine geringe Hefeausbeute und auch diese war nicht von guter Qualität. Da sagte mein Großvater zu Julius: „Sehen Sie, Sie machen Geheimnisse und wollen allein arbeiten, was nicht geht, da Ihnen Erfahrung

als Gärungspraktiker fehlt, lassen Sie mich als erfahrenen Brauer und Brenner mitarbeiten, dann muß es gelingen.“ Und so geschah es. In der Brennerei war oft mit Mais gearbeitet worden, was war nahe-liegender als Mais zur Malz und Roggenmaische zuzubrennen, was nicht nur die Haltbarkeit der Hefe erst bedingte, sondern auch billig war und die Rentabilität des Verfahrens begründete. Die Mitverwendung von Mais ist die Seele des sogenannten Wiener Verfahrens. Die Wiener Bäckerinnung schrieb damals einen Preis von 1000 Gulden aus, für eine brauchbare Bäckerhefe. Mein Großvater gewann die Prämie. Bald blühte das Hefegeschäft auf, nicht nur jeder inländische Bäcker wollte unsere Hefe haben, auch das Ausland war ein treuer Abnehmer. Die Fabrikation verlangte eine unendliche Sorgfalt und Kontrolle Tag und Nacht.

Ich möchte ein paar Sprüche meines Großvaters erwähnen, vor allem sein Wahlspruch: „Fleiß und Wille“, „Geld verloren, gar nichts verloren, Kundenschaft verloren, alles verloren!“ „Geld verloren, gar nichts verloren, Ehre verloren, alles verloren“, oder „man kann die Geschäfte nicht im Vorüberreiten besorgen“, „Tu was soll, komm was woll!“

Zahlreiche Schenkungen und viele Stiftungen, deren bedeutendste wohl das Kinderspital im III. Bezirk ist, waren ihm ein Herzensbedürfnis. Auch ein Greisenasyl in Smirsitz hat viel Gutes geleistet. Ich habe einmal im Auftrage meines Vaters dieses Asyl aufgesucht und an alle Insassen Geldbeträge verteilt. Ich werde nie vergessen, mit welchem Jubel und Freude die alten Leuten mich umringten und sich freuten, einen Enkel ihres großen Wohltäters zu sehen. Das war, bevor sie wußten, daß sie auch Geschenke bekommen würden.

Hat das Hefegeschäft jedenfalls sehr zur Hebung des Wohlstandes beigetragen, hat es vielleicht den Fehler gehabt, daß es Raum und Geld dem Biergeschäfte entzog, und so der Dreherischen Brauerei einen Vorsprung gewinnen ließ. Adolf Ignaz war der erste, der in den Gärbottichen Eiskühler verwendete und dadurch auch im Sommer ein untergäriges Bier erzeugen konnte. Dieses wurde zuerst stärker eingebraut, daher der Name Märzenbier. Mit der Vervollkommnung der Einrichtung konnte es dann ganzjährig gebraut werden, doch der Name blieb. Mein Großvater war ein sehr gläubiges Gemüt. Er schrieb selbst „Gottes Segen ruht sichtbar über meinen Geschäften, und das Schönste ist, daß nichts was schwarz unterm Nagel ist, unrechtes Gut ist.“ Ein stolzer Spruch und doch voll Demut, das gelungene Leben dem gütigen Walten Gottes zu danken. Viel Klugheit war auch notwendig, um durchzudringen, z. B. den Ankauf von St. Marx durchzusetzen, das Gemeindebesitz war.

Eine Episode möge hier Platz finden. Zu irgend einer Festvorstellung hatte er eine Loge, die Familie freute sich unbändig, da klagte ein einflußreicher Würdenträger, daß er nichts mehr bekommen habe und Adolf Ignaz trat ihm seine Loge ab.

Julius Reininghaus, sowie dessen älterer Bruder Peter, auch Chemiker, wurden bald seine Schwiegersöhne, eine andere Tochter heiratete den Advokaten Willner. Ferner wurden Baron Otto Wächter, Professor Theodor Oppolzer, Hofrat Mittag von Lenkheim seine Schwiegersöhne. Seine Söhne traten ebenfalls in den Stand der Ehe. Carl, der älteste, freite eine Kleinoschegg aus Graz, Ludwig, Dr. der Philosophie, eine von Buol, mein Vater Georg Heinrich, Charlotte Bieler, und der

jüngste, August, eine Fischer von Ankern. Aus diesen Ehen entsprossen 47 Enkeln. Verhältnismäßig früh, zog sich Adolf Ignaz von den Geschäften zurück und lebte im Winter in seinem Hause Wien, I., Franziskanerplatz 1 und im Sommer in Baden, Bergstraße 68, stets umgeben von seinen Kindern und Enkeln, sowie einem interessanten Kreis bedeutender Professoren, Politikern etc. Auch war er nunmehr ein fleißiger Besucher von Oper und Burg und bei vollster geistiger Frische, voll Interesse für alles Geschehen in der Welt. Er starb im 88. Lebensjahre an den Folgen einer Grippe. Seine geliebte Gattin war ihm einige Jahre im Tode vorausgegangen.

Die Brauerei und Preßhefefabrik in St. Marx verkaufte er gegen Abzahlung an seinem Sohn Carl und die beiden Reininghausbrüder mit Familien wurden nach Graz versetzt, wo die Steinfelder Brauerei und Preßhefefabrik gegründet wurde. Es bestand eine Abmachung, daß St. Marx südlich des Semmering weder Bier noch Hefe liefern sollte und umgekehrt. Dr. Ludwig versuchte sich in der Textilbranche, hatte aber einige ungünstige Jahre und reüssierte nicht. Er war wohl mehr zum Gelehrten als zum Geschäftsmann geboren. Mein Vater Georg Heinrich, der geborene Organisator, hatte sich frühzeitig selbständig gemacht und in Floridsdorf mit liebschwesterlicher Unterstützung durch Therese, der Frau des Peter Reininghaus und Eleonore, der Gattin des Baron Otto Wächters, die ihm je 100.000 Gulden vorstreckten, eine kleine Preßhefefabrik gebaut, die vertragsmäßig ein Viertel der gesamten Mautnerischen Preßhefeerzeugung lieferte plus 50 kg für den Hausverkauf. Es war meines Vaters, und später mein Stolz, daß die Floridsdorfer Hefe stets die beste

war. Später baute mein Vater und Baron Otto Wächter auch in Floridsdorf eine Malzfabrik, Wächter und Mautner, die bis 1200 Waggons Gerste im Jahr verarbeitete und vor allem die großen Münchner Brauereien, sowie die Preßhefefabrik Springer zu ihren Kunden zählte. Auch die Brauerei Ottakring hat oft und gerne gekauft.

Nun kam ein Differentialzoll zwischen Gerste und Malz in Deutschland, sodaß das Malzgeschäft ganz lahm gelegt wurde. Auch eine große Roggenmühle wurde für eine Verarbeitung von eineinhalb Waggons Korn im Tage gebaut und vor allem Pester Bodenkorn in hochwertige Mehle verwandelt, die fast alle ihren Weg nach Sachsen nahmen. Auch hier hat eine neue Zollpolitik das Geschäft unterbunden, resp. nach mehrjährigen Blüten sehr erschwert, sodaß der Betrieb wieder aufgelassen wurde.

Bevor ich fortfahre, will ich nun über den Lebenslauf meines Vaters Georg Heinrich berichten.

11. Bild.

Ich habe ihn zuletzt geschildert, wie er als Junge aus Böhmen zurückkam und mit nackten Füßen gegen die Stoppeln lief. Wenn er nicht lernen mußte, steckte er irgendwo im Betrieb und kannte die Fabrik bald auswendig sowie die Fabrikation. Zu seinen besten Jugendfreunden zählten Eduard Schwarz, Sohn eines Besitzers des Währinger Brauhauses und Baron Peter Pirquet, der Vater des berühmten Kinderarztes, mit dem er im Institut Pilka beisammen war. Mit den Freunden tummelte er sich im Brauhause herum. Natürlich wollten die Jungen auch einmal rauchen,

was strenge verboten war. Da bildeten die großen Lagerbierfässer, wenn sie zum Pichen draußen standen, ein wundervolles Versteck. Nun hatten die Fässer nicht nur ein Mannsloch, durch das man hineinkriechen konnte, sondern auch ein Spundloch, durch das man bald fröhliche Rauchwolken aufsteigen sah, die den Adleraugen des Großvaters nicht entgingen, sodaß bald das ganze Nest ausgehoben wurde. Adolf Ignaz liebte es, große Fußpartien zu machen. Die ganze Familie zog dann des Morgens von St. Marx aus und marschierte in die Mödlinger Berge, um erst des Abends zurückzukehren. Bei einer solchen Partie war Georg Heinrich vorausgelaufen und legte sich total mit Schweiß bedeckt in eine nasse Wiese und holte sich im rechten Knie eine schwere Gelenksentzündung, die ihn lange an das Bett fesselte, eigentlich nie ganz gut wurde und ihn alle paar Jahre mit Kniegelenksentzündungen heimsuchte. Der alte berühmte Prof. Oppolzer behandelte ihn und verhütete das Steifwerden des Fußes, indem er verbot, den Fuß in Gips zu legen, wie es der Hausarzt wollte. Die Familien Mautner und Oppolzer wurden sehr befreundet und Vaters jüngere Schwester Cölestine heiratete den jungen Theodor Oppolzer, der bekanntlich mit 26 Jahren ordentlicher Universitäts-Professor der Astronomie war, nachdem er das Doktorat der Medizin dem Wunsche seines Vaters entsprechend gemacht hatte. Ich habe viele frohe Stunden im Hause Oppolzer verlebt. Ich und mein Bruder Otto waren mit den Kindern Theodor Oppolzers innig befreundet. Von diesen war Egon wieder mit 28 Jahren ordentlicher Universitäts-Professor der Astronomie. Er hatte viele Kinder, ist aber frühzeitig gestorben (an einer Blutvergiftung). Einer seiner Söhne, Robert, ist

heute schon ein berühmter Arzt, der sich durch das geglückte Nähen eines zerschnittenen Herzens einen Namen gemacht hat. Ein anderer ist begeisterter Astronom, aber derzeit katholischer Pfarrer in Mauerbach.

Doch zurück zu meinem Vater. Wir finden ihn wieder als Zögling im Stifte Melk, steinunglücklich, nie satt. Schließlich brennt er bei Schnee und Regen durch und geht zu Fuß bis Linz, wo er einen bekannten Offizier aufsucht, der ihn aufnimmt und die Eltern verständigt. Vom Marsche in Schnee und Schmutz über und über mit Kot bedeckt, geht Georg Heinrich, bevor er seinen Bekannten aufsucht in eine Pferdewaschwanne und wäscht sich ab und kommt so zu seinem älteren Freunde. Merkwürdigerweise hat er sich diesmal nicht verkühlt. Wir finden ihn wieder, in Dresden wohnend, bei einem Professor, eine dortige Mittelschule besuchend. Der Professor war immer sehr beleidigt, daß mein Vater die Biersuppe, eine aus abgestandenem Bier erzeugte Flüssigkeit nicht genießen wollte und konnte. Als Bubenstreich hat er dort einmal von einer Brücke, an der Steinkugeln als Verzierung angebracht waren, eine der Kugeln die Gasse heruntergerollt. Wie ich das erste Mal in Dresden war, war mein erster Weg, die Brücke mit den Kugeln zu besichtigen. Schließlich war mein Vater der Fremde müde und machte seinem Vater ernste Vorstellungen, ihn in Wien einmal in die Mittelschule gehen zu lassen, was dann auch, mit bestem Erfolg geschah. Es folgte nun ein Jahr Praxis in einem großen Geschäft in Triest. Die Hitze und die Sonne waren so furchtbar, daß mein Vater mit einer Gießkanne das Bett befeuchtete, um schlafen zu können. In Göding war als Annex zu St. Marx eine große Mälzerei und eine kleine Brauerei

entstanden, wo mein Vater als Generalbevollmächtigter hingesetzt wurde. Er hat sich trefflich bewährt und wurde mit 20 Jahren Einzelprokurist im alten Wiener Geschäft meines Großvaters.

Eine Episode möge hier erwähnt werden. Beim Überführen der großen Lagerfässer stürzt so ein Faß vom Wagen und drückt ein Bauernhäuschen zusammen. Schon kommt der Bauer angesprungen und mein Vater versichert ihm, daß ihm alles bei Heller und Pfennig ersetzt würde. Befriedigt sagte das Bäuerlein: „Aber unter fünf Gulden gehts nicht.“ Die ganzen Häuser wurden dort aus Lehm und Stroh geknetet und waren bald fertig. Aus Göding muß ich einer Familie Glück erwähnen, Vater und Sohn verlässlich, tüchtig. Der Sohn war am Schluß bei mir und meinem Bruder technischer Direktor in Simmering und lebt in wohlverdienter Pension. Trotz seiner Jugend hat mein Vater in Göding eine rationelle Wirtschaft eingeführt, sehr zur Zufriedenheit des Großvaters. Leibesübungen war mein Vater stets sehr zugetan und so liebte er es im Sommer, sich in der Schwimmhose aufs Pferd zu setzen, in die March zu reiten und kilometerweit mit dem Gaul stromabwärts zu schwimmen und dann heimzureiten. Auch die Donau bei Wien hat er schwimmend ohne Pferd überquert, heute gang und gäbe, damals eine große Leistung.

Wir finden meinen Vater wieder als Leiter der Hefefabrik und Mälzerei in Simmering. Mit Rücksicht auf den kontinuierlichen Betrieb in der Hefefabrik, ein Prozeß dauert fünf Tage, war mein Vater Sonntag Nachmittag zu Hause und hatte Freunde zum Kegelspiel eingeladen. Es mag wohl spät und manches Glas hinter die Binde gegossen worden sein, bis sich die

Freunde empfahlen. Mein Vater war des Morgens im Geschäft wie immer, da kam der Großvater angerückt und war befriedigt seinen Sohn beim Verfügen über die Morgenpost zu sehen. „Hast Du gestern Flöhe dagehabt?“ fragte er meinen Vater. „Ja Vater, warum bitte?“ „Nun die schlafen noch alle im Vorgarten.“ Die jungen Leute hatten sich nicht nach Hause begeben, sondern sich auf die Wiese des Gartens, der heute noch beim Eingang in die Vereinigte Mautner Markhof'sche Preßhefefabrik steht, schlafen gelegt.

Ein Jahr sollte mein Vater noch in einem englischen Handelshaus praktizieren. Die Abreise war schon bestimmt, da wurde noch vorher ein Ausflug zu Wagen nach Laxenburg gemacht, zur sogenannten Meierei gerudert und dann dort gejausnet. An einem Nebentische saß mein späterer Großvater Carl Biehler mit Frau und Tochter, der 17 jährigen Charlotte. Sie sehen und lieben war für meinen Vater das Werk eines Augenblicks, sie kennen lernen, damals unmöglich. Vom Equipagenkutscher Carl Biehlers erfährt er, wer dessen Herrschaft sei, Besitzer der Appreturfabrik Gumpendorf. Die Abreise läßt sich nicht aufschieben, London nahm meinen Vater auf, doch Tag und Nacht dachte er an das heißgeliebte Mädchen in Gumpendorf. Als das Jahr um war, faßte ihn so eine Angst, daß das Mädchen seiner Träume ihm wegheiraten könne, daß er Hals über Kopf heimkehrte und seine Fensterpromenaden in Gumpendorf begann. Bald hatten die Schwestern meiner Mutter ihn entdeckt und bemerkt, daß er sichtlich enttäuscht war, wenn sie am Fenster zu sehen waren. Sie sagten: „Charlotte, der macht ja nur wegen Dir Fensterpromenaden.“ Meine spätere Mutter warf einen Blick

herunter und rief: „Laßt mich doch mit dem verrückten Engländer in Ruh, der hat ja zweierlei Haar, einen blonden Backenbart und dunkles Kopfhaar.“ Bei der damaligen Sitte das Kopfhaar zu ölen, erschien es tatsächlich dunkler als das Barthaar. Bald merkte Carl Biehler, daß etwas los sei und stellte den jungen Mann, ihn fragend, was denn das Spaziergehen zu bedeuten habe? Mein Vater stellte sich vor und bat um die Erlaubnis in die Familie eingeführt zu werden. Es dauerte noch Monate bis zur Verlobung und ein- einhalb Jahre bis zur Hochzeit, meine Mutter war damals viel zu zart und zu jung, so daß an eine frühere Hochzeit nicht zu denken war. Mein Vater wohnte zunächst mit seiner jungen Frau in Simmering; wo auch meine älteste Schwester Mitzi geboren wurde, baute aber bald an seiner Fabrik in Floridsdorf, was ich schon früher erwähnte, mit Hilfe seiner beiden Schwestern Therese und Leonore. Täglich, längstens um sechs Uhr früh war er schon am Bau, meistens selbst kutschierend herüberkommend, oft in größter Kälte. Da schenkte ihm mein Großvater einen großen Biberpelz, den mein Vater wieder mir vermachte und den ich oft meinem Sohn Manfred leihe. Er dürfte jetzt 70 Jahre alt sein. Es war eine unbeschreibliche Freude für meine Eltern, als endlich die Hefefabrik in Betrieb kam und das erste Geld, ein paar Sechserln für Schlempe einging. Dieses Geld wurde als Talisman aufgehoben und liegt heute noch in der Kassa.

Der große Mühlenbrand.

Ich war ein zwölfjähriger Bub. Mein Vater hatte seine Freunde zu einer Kegelpartie eingeladen, mein Bruder Otto und ich waren auch dabei, ein Faß Bier war angezapft und Herrlichkeiten eines Selchermeisters zum Imbiß vorhanden. Von der Kegelbahn sah man auf die Mühlen, aus denen plötzlich zum Entsetzen aller schwarzer Rauch aufstieg. Mein Vater hatte im Nu alles bestens organisiert, die Pumpen wurden in Gang gesetzt, Hochquellenleitung gab es damals noch keine. Schon kam die Feuerwehr angefahren, ich wurde von meinem Vater in das Kesselhaus geschickt, mein Bruder Otto ähnlich verwendet. Plötzlich ertönte ein furchtbarer Krach, die Feuermauern, die das hohe Spitzdach der größeren Mühle begrenzten, waren eingestürzt. Und zwar auf der Hofseite nach innen ins Gebäude, auf der Straßenseite hinaus auf die Fahrbahn. Zum Glück wurde niemand verletzt. Im Parterre der großen Mühle war das Maschinenhaus und die Pumpen. Die Decke war gewölbt und hielt erfreulicherweise stand. Das Feuer konnte lokalisiert werden, doch die Mehlvorräte und die ganze Inneneinrichtung wurden ein Raub der Flammen. Meine Mutter und die übrigen Geschwister wurden zur befreundeten Familie Dengler nach Jedlesee geschickt. Mein Vater konnte sich nicht entschließen die Mühle wieder aufzubauen. Ein tüchtiger Müller, namens Prevor, wurde Kantineur, hatte und erzog viele brave Kinder, aus denen allen etwas wurde. Zwei Kinder führten in Floridsdorf in bester Weise zwei Gaststätten, zwei übersiedelten nach Baden, wo

heute noch ein Enkel ein gelungener Wirt ist. Der sehnlichste Wunsch meines Vaters, statt der Mühlen ein Brauhaus zu betreiben, konnte erst elf Jahre später verwirklicht werden.

Russisches Hefegeschäft.

Rußland war ein großer Abnehmer unserer Preßhefe, und zwar kaufte ein Großunternehmer unsere Ware nicht paketiert, sondern in großen Fässern zu zirka sieben Meterzentnern hineingestopft. Er mußte die Hefe immer im Vorhinein bezahlen und so war es durch Jahre immer ein glattes Geschäft. Dann erkrankte einmal mein Onkel Karl an Typhus. Gleichzeitig trafen zwar die Bestellungen, aber kein Geld aus Rußland ein. Die Beamtschaft traute sich nicht eine so große Kundschaft vor den Kopf zu stoßen und so gingen die Lieferungen ohne Bezahlung fort. Dadurch entstand eine große Schuld und es erwies sich als unmöglich, von hier aus in Moskau zu klagen. Onkel Karl und Dr. Moritz Piffl setzten sich auf die Eisenbahn und führten in Rußland den Prozeß. Zum Glück war über die Zahlungsfähigkeit des Schuldners kein Zweifel. Es dauerte lange, aber endlich wurde der Prozeß glatt gewonnen und das Geld einkassiert. Es war begreiflich, daß sich Karl und Moritz ein gutes Nachtmahl spendierten und eine Flasche Wein bester Sorte bestellten, ohne die Weinkarte anzusehen. Ihre Gesichter wurden etwas länger, als es zum Zahlen kam und das edle Getränk mit weit über 100 Rubel eingesetzt war. Der Kellner konnte nachweisen, daß der Preis mit dem der Speisekarte stimmte, da war also nichts zu machen.